

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

139655

9

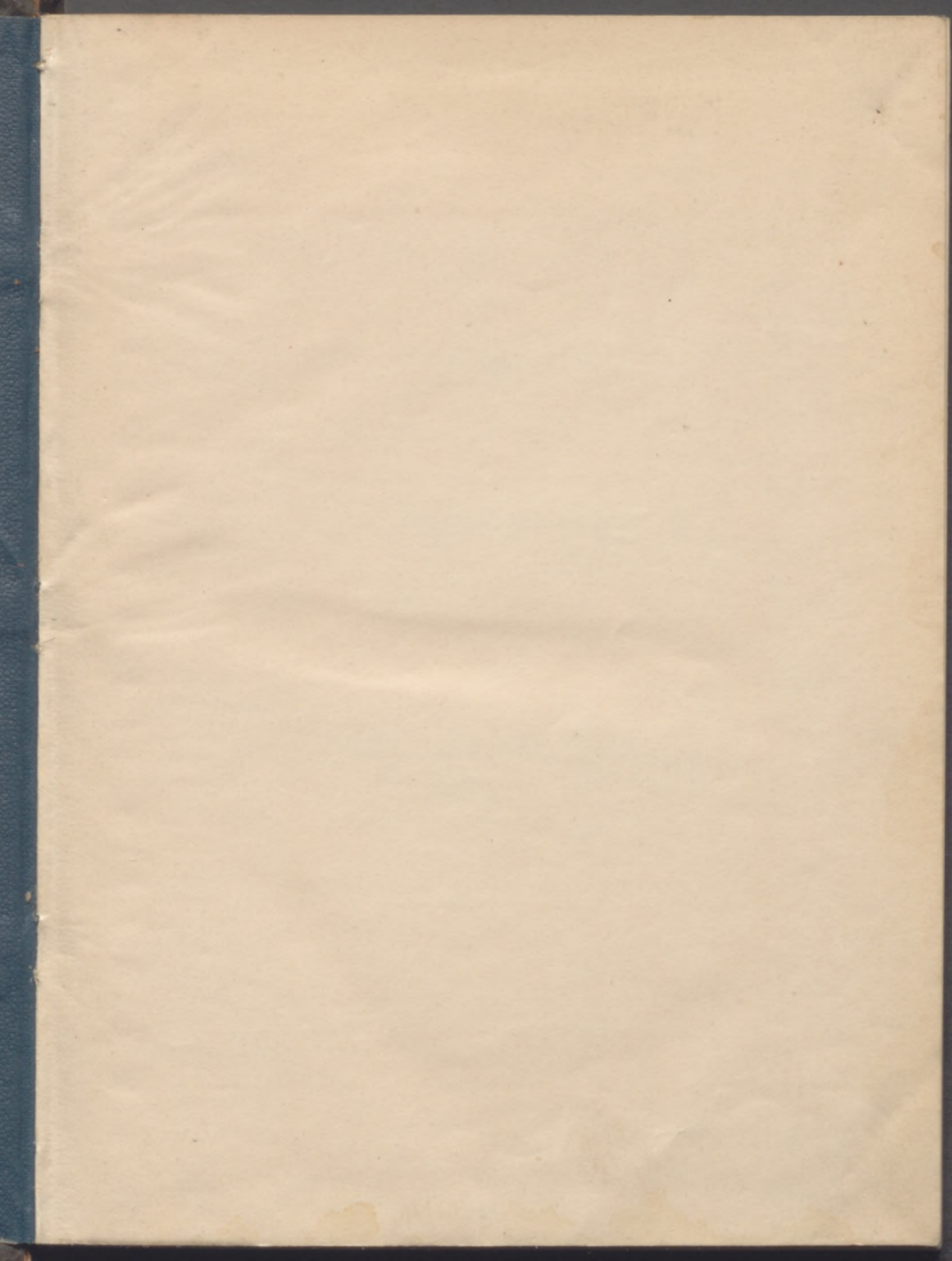
II

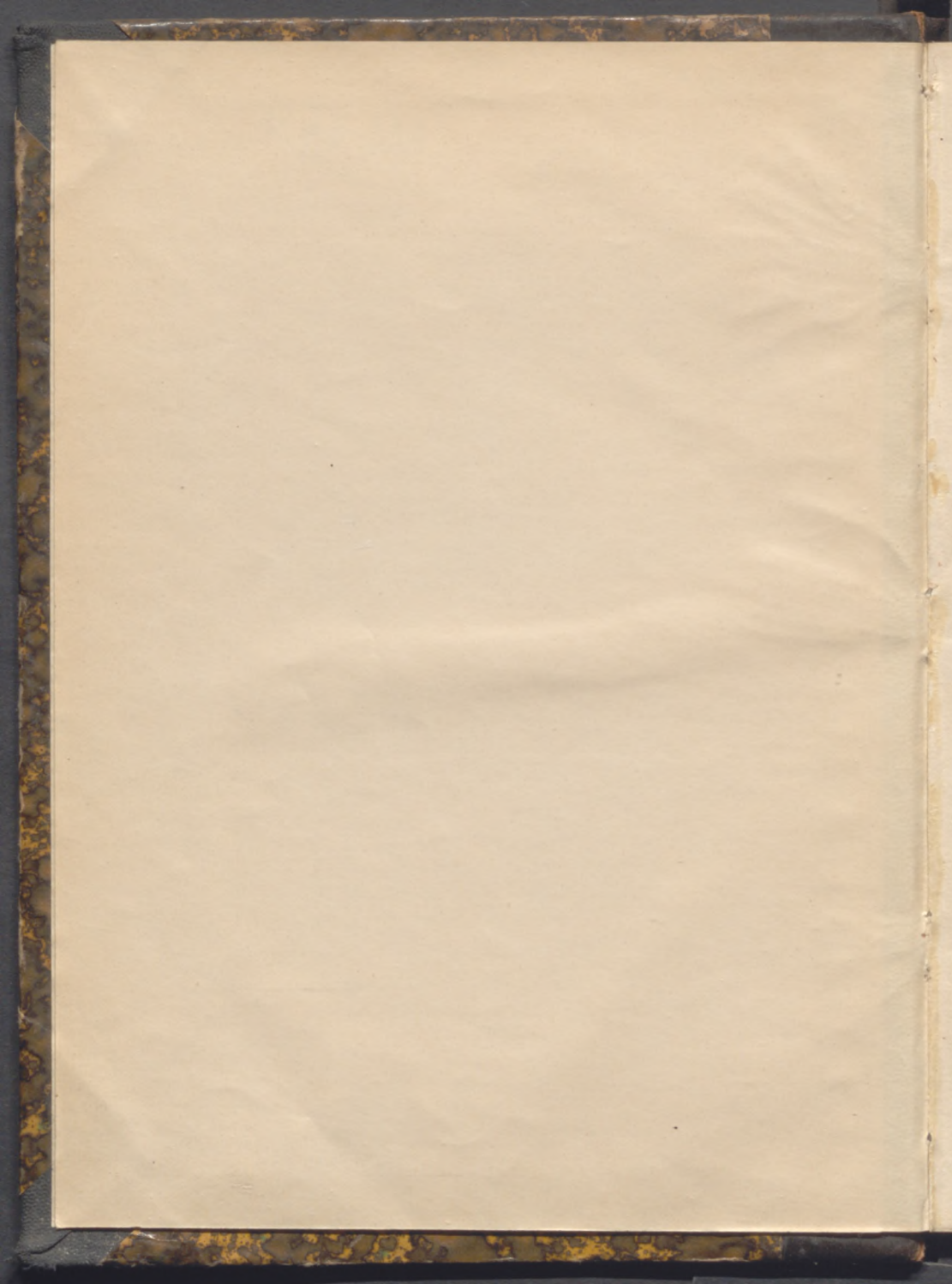
Km 1

37

14.5.36

K III & 33,9





Chemische Zeitschrift

Zeitschrift für die Chemie

Herausgegeben von Dr. J. C. Scherer

1872

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1872

Band XXXII

1872

Preis 12 Mark

1872

1872

Verlag von J. Neumann, Neudamm

1872

Gesammelte Schriften.

Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts

in einer

fortlaufenden Reihe von Bändchen

von

Emil Frommel.

IX.

Aus allen vier Bänden.

Dritte Auflage.



Berlin.

Verlag von Wiegandt & Grieben.

1897.

shep- 139655
~~Titel IV B. 323.~~

Aus allen vier Winden.



Von

Emil Frommel.

Dritte Auflage.



Berlin.

Verlag von Wiegandt & Grieben.

1897.



139655
II
/



201936:589

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Uebersetzung
in fremde Sprachen.

Seinen lieben Freunden

am Marktplatz zu Stuttgart

in treuer, dankbarer Liebe

der Verfasser.

John W. Johnson

of the City of New York

and

for

Aus Eurem Hause soll das Büchlein „aus allen vier Winden“ selbst in alle Winde fliegen. Wie Ihr mir und den Meinen so oft ein trautes Heim in Eurem Hause bereitet habt, so thut es auch diesen Blättern. Liebe ist das tiefste Verstehen, so werdet Ihr den bunten Inhalt des Büchleins verstehen, das auch einmal weggefegt werden wird, wie unten auf Eurem Marktplatz der Besen schließlich die welken Blätter zur Mittagszeit wegfegte. Die Liebe aber, die Euch dies Büchlein widmet, „höret nimmer auf.“

Vorwort zur zweiten Auflage.

„Aus allen vier Winden“ ist auch in alle Winde gegangen, und so mancher hat mir Dank und Gruß zurückgebracht und mich warm und liebend angehaucht. Auch in leicht beschwingter französischer Sprache überfetzt, sieht mich das Büchlein an. So soll's denn zum andernmal hinausfliegen, und Gott behüte seinen Flug!

Februar 1889.

Der Verfasser.

Abstract of the ...

The ... of the ...

...

...

Inhalts-Verzeichnis.

	Seit
Allerlei von Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen	1
Storchnester auf allerhand Häusern	25
Christentum und Humor	53
↗ Aus der Kinderstube	101
↗ Über Gesellschaften und Geselligkeit	120
Eine Zimmerreise	156

Index-Table

1	Introduction
2	Chapter I
3	Chapter II
4	Chapter III
5	Chapter IV
6	Chapter V
7	Chapter VI
8	Chapter VII
9	Chapter VIII
10	Chapter IX
11	Chapter X
12	Chapter XI
13	Chapter XII
14	Chapter XIII
15	Chapter XIV
16	Chapter XV
17	Chapter XVI
18	Chapter XVII
19	Chapter XVIII
20	Chapter XIX
21	Chapter XX
22	Chapter XXI
23	Chapter XXII
24	Chapter XXIII
25	Chapter XXIV
26	Chapter XXV
27	Chapter XXVI
28	Chapter XXVII
29	Chapter XXVIII
30	Chapter XXIX
31	Chapter XXX
32	Chapter XXXI
33	Chapter XXXII
34	Chapter XXXIII
35	Chapter XXXIV
36	Chapter XXXV
37	Chapter XXXVI
38	Chapter XXXVII
39	Chapter XXXVIII
40	Chapter XXXIX
41	Chapter XL
42	Chapter XLI
43	Chapter XLII
44	Chapter XLIII
45	Chapter XLIV
46	Chapter XLV
47	Chapter XLVI
48	Chapter XLVII
49	Chapter XLVIII
50	Chapter XLIX
51	Chapter L
52	Chapter LI
53	Chapter LII
54	Chapter LIII
55	Chapter LIV
56	Chapter LV
57	Chapter LVI
58	Chapter LVII
59	Chapter LVIII
60	Chapter LIX
61	Chapter LX
62	Chapter LXI
63	Chapter LXII
64	Chapter LXIII
65	Chapter LXIV
66	Chapter LXV
67	Chapter LXVI
68	Chapter LXVII
69	Chapter LXVIII
70	Chapter LXIX
71	Chapter LXX
72	Chapter LXXI
73	Chapter LXXII
74	Chapter LXXIII
75	Chapter LXXIV
76	Chapter LXXV
77	Chapter LXXVI
78	Chapter LXXVII
79	Chapter LXXVIII
80	Chapter LXXIX
81	Chapter LXXX
82	Chapter LXXXI
83	Chapter LXXXII
84	Chapter LXXXIII
85	Chapter LXXXIV
86	Chapter LXXXV
87	Chapter LXXXVI
88	Chapter LXXXVII
89	Chapter LXXXVIII
90	Chapter LXXXIX
91	Chapter LXXXX
92	Chapter LXXXXI
93	Chapter LXXXXII
94	Chapter LXXXXIII
95	Chapter LXXXXIV
96	Chapter LXXXXV
97	Chapter LXXXXVI
98	Chapter LXXXXVII
99	Chapter LXXXXVIII
100	Chapter LXXXXIX
101	Chapter LXXXXX

Allelei von Tausen, Hochzeiten und Begräbnissen.

Wenn die einen es heutzutage hoch rühmen, daß man's fertig gebracht, doch jetzt einmal „ohne den Schatten der Kirche leben und sterben zu können“, so giebt's doch noch Leute in der Welt, die um diesen Schatten froh sind und nicht mit den Leuten, die also im Sonnenbrand herumlaufen, tauschen möchten, sondern sich des Wortes des Psalms getrösten: „Der Herr ist dein Schatten über deiner rechten Hand, daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ Denen ist's ein Trost, wenn sie z. B. ihr schwaches Kindlein in der heiligen Taufe in den starken Arm Gottes legen können und es da geborgen wissen vor dem Sonnenbrand der Welt. Denn wer will solch Kindlein hüten? Unsere Dienstmägde oder Bonnen etwa, wovon die erste ihren „Schatz“ hat und die zweite einen dickbändigen Roman liest, und denen der kleine Schreihals ein höchst überflüssiges Möbel in der Welt ist, den

sie darum möglichst links liegen lassen oder mit Mohnsaft zur Ruhe bringen? Aber auch selbst die treueste Mutter kann es nicht, noch der Herr Vater, wenn er sich auch dann und wann entschließt, „sein Stück Hälfte“ auch einmal zu wiegen oder herumzutragen. Und so lange die Kinder klein sind, geht's am Ende noch; denn man kann solch schwaches Reislein mit der Hand noch zudecken und es schützen vor Frost und Eis; aber wer will es später thun, wenn das Bäumlein gewachsen ist und man nicht einmal mehr mit der Hand hinauflangen kann?

Denn so ein Kind liegt in seinen Kissen und Windeln wie ein eingewickeltes Rätsel und Geheimnis, dem's niemand ansieht, wie es sich einmal lösen wird. Da stehen wir an der Wiege und fragen bei diesem Rätsel mit den Gefreundeten Johannis des Täufers: „Was soll aus dem Kindlein werden?“ Und die Antwort bleibt jedes der großen Kinder schuldig, wie in einem Schalexamen, wenn der Schulmeister eine zu schwere Frage gethan. Aber da kommt die heilige Taufe und mit ihr die Antwort: „Es soll mein Kind werden und ein Erbe des ewigen Lebens“, und an dieser Antwort hat ein Christenmensch genug. Denn wenn das Kindlein das geworden, ist es das Herrlichste geworden, was ein Mensch zu werden vermag. Denn wenn es auch alles würde in der Welt, und dies Eine nicht — so wär's doch ein armes Kind. Darum hatte jener König von Frankreich wohl recht, wenn er sagte: „Die

drei Hände Wassers, mit denen ich getauft bin, sind mir lieber als meine Königskrone. Denn diese bleibt hier, aber jene Krone, die mir da zugesagt ward, erwartet mich im Himmel." Freilich war's einer aus der „alten guten Zeit“, denn wiewohl die Könige in Frankreich den hohen Titel führten „allerchristlichster König“, ist doch bei den meisten nichts davon zu spüren gewesen.

Da denkt denn der Verfasser, man solle es doch nicht allzulang anstehen lassen mit der heiligen Taufe. Man kann ja freilich kein Gebot ausgehen lassen darüber, aber wem was daran liegt, dem sagt's von selber sein Herz, wann er's thun soll. Es giebt Lebensversicherungen, wo ein Kind, wenn's gleich am ersten Tage seiner Geburt eingekauft wird, mit zwanzig Jahren ein schönes Sümlein zur Aussteuer bekommt. Da vergessen's dann die Leute nicht, und gehen am ersten Tage gleich hin, damit sie nicht daneben kommen. Und doch ist's eine riskierte Sache, denn der Tod ist den Kindlein absonderlich nahe, wie der Frost den zarten Blumen, und wenige Kinder kriegen die Aussteuer, und das Kapital ist verloren. Aber hier bei der heiligen Taufe ist's doch eine andere Lebensversicherung, da empfängt das Kind ein Kapital, das ihm nicht verloren geht, selbst wenn es heimgeht. Und da wolltest du nicht eilen? Aber freilich, die wenigsten wissen, was es mit der Taufe auf sich hat, das sieht man, leider Gottes, nur zu oft. Die Taufe ist die Nebensache, und die Hauptsache die Gesellschaft und das Festessen hinterher. Da denkt so eine Mutter

mehr an die Küche als an die Kirche, in deren Gemeinschaft ihr Kind aufgenommen werden soll, und dort ist der Herr Taufvater in größter Schwulst, denn der „Hoftraiteur“, d. h. der Mann, der alles brühwarm und fertig bringt bis auf das Geschirr, ist noch nicht da, und hat's am Ende vergessen, daß bei ihm Taufe ist. Dort bittet ein anderer den Pfarrer, es doch möglichst „kurz machen“ zu wollen, da das Kindlein das Grimmen habe und nicht still zu kriegen sei. Ein anderer ladet die Taufzeugen eine halbe Stunde früher, und hinterher kommt dann eine große Sippschaft, die ja nichts von der Taufe erfahren soll. Über das Kind wird zur Tagesordnung übergegangen, und man hat nicht zwei, sondern beiläufig achtzig Fliegen mit einem Schlag getroffen. Dazu helfen denn auch noch salzlose Prediger weidlich mit, daß den Leuten wirklich „wässerig“ zu Mute wird bei dem Taufwasser. Wenn da z. B. einer die ganze Taufrede über den „würdigen, allverehrten Herrn Großvater“ des Kindes hält, statt von Gott, dem Vater, dem Sohne und dem heiligen Geiste zu reden, und wünscht, daß der „Geist seines Großvaters“ das Kindlein begleite; oder wenn ein anderer in „gebildeter“ Familie es für „ungebildet“ hält, von dem Segen der Taufe etwas zu sagen, oder ein anderer nur eine Taufrede hat, die, je nach dem masculinum oder femininum des Kindes nur die einzige Variation aufweist: „Du Adamssohn“ und „du Evastochter“, und alle Zeugen schon die Rede auswendig wissen —

so trägt das wahrhaftig auch nicht zur Weihe bei. — Der Verfasser ist nicht der Ansicht, daß man bei solcher Gelegenheit eine große theologische Abhandlung über die Taufe halte, wobei das Kind und die Gäste unruhig werden, oder gar über die Verächter der Taufe losziehe, weil vielleicht solche Exemplare vorhanden — nein, gewiß nicht, ich habe auch bei solchen Reden meinen ehrlichen Angstschweiß als Tribut bezahlt — aber ein kurzes, treugemeintes Wort an die Eltern über das, was Gott ihnen in dem Kinde geschenkt und anvertraut, und was er jetzt dem Kindlein schenken wolle, und das so, daß man's merkt, wie hoch der Geistliche selbst von dieser Doppelgabe hält — das soll doch nicht fehlen. Schön ist's auch, wenn die Eltern ihren Hochzeits- oder Konfirmationspruch dem Kindlein mitzugeben wünschen, und sich so Eltern und Kinder unter ein und dasselbe Segenswort stellen. Freilich muß es einigermaßen passen, und einem nicht zugemutet werden, bei der Taufe über den Hochzeitstext zu reden: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!“ denn das ginge doch nur, wenn's ein Pärlein wäre. Schön ist's auch, wenn ein altes Taufzeug, daraus schon die Vorfahren getauft worden, wieder erscheint und ein Kindlein das Taufhemdchen anhat, das sein Urgroßvater einst am Tage der Taufe getragen. Da ist's ein Sinnbild, daß das Kind in die Familie hineinwachsen soll, auch wenn es aus dem Taufhemdchen seiner Zeit herauswächst.

Auch nach der Taufe giebt's manchmal recht salz-

lofes Zeug zu hören. Man sollte denken, es würde solch ein heiliger Augenblick, wo ein Menschenkind seine Einfahrt ins Leben unter dem Segen Gottes hält, noch in jedem Herzen nachklingen und jeder im Geiste sein eignes Leben überfliegen in einem großen, langen Blick seit jener Morgenstunde — aber statt solcher Stille geht ein Komplimentieren und ein Gerede los, daß es einem ganz schwach dabei wird. „Wie still das Kind gehalten“ (unter der gefährlichen Operation, als hätte dem Kindlein ein Chirurgus den Magen aufgeschnitten) — das ist der erste, gewissenhafte Aufschrei der geehrten Patenschaft. „Nun, Herr Prediger, wenn das Kind immer so geduldig im Leben bleibt wie heute,“ meint „passend“ ein anderer, „da ist ihm zu gratulieren.“ Ich hatte die beste Lust, meinen Geduldsfaden reißen zu lassen und dem Herrn einen Vortrag zu halten über den Unterschied, den der Freiherr von Moser einmal über die Geduld gemacht, und der zu „seinen kleinen Ehren“ ausgefallen wäre. Dann bei dem Taufessen: da ist's manchmal schwerer, sich durch das Menu der Toaste durchzuwürgen, als durch das des Kochs. Wenn z. B. ein Herr Gevatter meint, es besonders schön angebracht zu haben, auf die Eltern des Kindes mit den Worten zu toastiren: „Die Paten, die die Eltern gebeten, haben heute das schwere Amt übernommen, für dasselbe zu sorgen. Allein — sie sind völlig überflüssig; denn wo solch „vortreffliche“ Eltern sind, da ist das Kind am besten aufgehoben, und sie haben nur die angenehme

Pflicht, Zeugen der vortrefflichen Erziehung zu sein, und hoffen, daß sie nie in die Lage kommen, dem Kinde beistehen zu müssen.“ Das ist gewiß „sein“! Von noch geschmackloseren Toasten will der Verfasser schweigen. Ihm ist nur oft jener schwäbische Doktor dabei eingefallen, der seinem Nachbar, auf dessen Frage: „Meinet Sie net, Herr Doktor, daß i jetzt au sollet e Red' halten?“ die Antwort gab: „I will Ihnen was sagen: wenn Sie doch was halten wollet, dann haltet Sie's Maul!“ Kurz, der Verfasser hätte da allerhand Wünsche und vielleicht hat sie der geneigte Leser auch.

Anders ist's freilich bei der Hochzeit. Und doch weiß ich nicht, ob mir das Herz mehr dabei klopft, wenn die Leute Hochzeit machen, als bei der Taufe. Da stehen zwei Menschenkinder am Altar, die wollen sich verbinden, ein ganzes Leben mit einander zu gehen, alles zu teilen, wie's kommt; einen Weg zu gehen, ob er nun in die Höhe oder in die Tiefe führt, und zu einander zu sagen: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo du bleibest, da bleibe ich auch.“ Und das sind Menschen, die zumeist nicht wußten, daß der andere auch in der Welt existiere; jeder hat seinen spiritus familiaris oder Hausgeist bei sich, ist seinen Weg bisher allein gegangen, und konnte machen, was er wollte, und brauchte nicht zu fragen: „Ist dir's auch

recht? Gehst du auch mit?“ Er konnte essen, wann er wollte, und brauchte sich nicht darum zu kümmern, ob große Wäsche im Hause sei und daß darum das Essen später käme; kurz — er war so ein Freiherr, und sie doch auch in gewisser Beziehung ein Freifräulein, wenn sie nicht gerade unter der starken Hand einer „gnädigen“ Mama war. Aber nun ist's anders. Nun heißt's doch allezeit fragen, ob's dem Gesellen auch recht ist, und was der dazu meint. Wenn nun die zwei zusammen passen, und die Liebe, die alles vom andern glaubt, hofft, trägt und duldet, die dritte im Bunde ist, dann geht's schon. Aber, aber! — Die Indier fabeln, daß, als das Weib geschaffen worden, dem Manne nicht bloß eine Rippe abhanden gekommen, sondern auch die Hälfte seines Herzens, und daß darum immer der Mensch in der Herzgegend spüre, daß ihm dort etwas fehle, accurat wie der Wagen, der auch weiß, wenn er ein Stück Kuchen oder Zipfel Wurst wo hat liegen lassen. Drum sei der unverheiratete Mensch immer am Suchen nach dem fehlenden Herzstück! Ja, wenn er nun das findet, welches genau zu dem seinen paßt, da wird's dann Ruhe und Stille da drin, aber viele erwischen doch ein Stück, was gar nicht dazu paßt, entweder ist's zu groß oder zu klein oder zu lang, zu hart oder zu weich, oder was ihm sonst noch gebriecht. — Aber, wie gesagt, schön ist's, wenn's paßt, und wenn man sich's nicht selber ausgesucht hat, sondern sich's hat schenken lassen, von der Hand, die der Menschen Herzen leitet wie

Wasserbäche. Denen gilt das Wort des schönen Hochzeitsliedes:

Eines war des andern Kron',
Eines war des andern Ruh',
Eines war des andern Licht,
Wußten's aber beide nicht.
Da erschien in Wort und That
Dein so tief verborgener Rat.

Da geht man denn auch getrost vor den Altar über die Schwelle des väterlichen Hauses, legt die Hand auf's bewegte Herz bei diesem Schritt aus dem trauten Hause und reicht dem andern die Hand und das Herz dazu. — Möchtest du nun solchen Tag nicht unter dem Schatten der Kirche feiern? nur in der dumpfen Bureauluft eines Standesamts? Der Verfasser will damit das Standesamt nicht schelten, denn was dorten geschieht, ist ein Stück des vierten Gebots und hindert keinen, nachdem er dem Kaiser gegeben was des Kaisers ist, nun auch Gott zu geben was Gottes ist. Aber wer's dabei bewenden läßt, weiß nicht, was es mit der Ehe auf sich hat, und welchen Trost und Segen er damit in den Wind schlägt. „Wir sind Kinder der Heiligen,“ sagten jene Brautleute im Buche Tobä, „und es geziemt uns nicht, solchen Stand anzufangen wie die Heiden, die Gott nicht kennen.“ So sollen auch Christenmenschen reden und thun.

Aber auch dabei hätte der Verfasser ein paar fromme Wünsche. Es hat ihm nicht bei allen Hochzeiten ge-

fallen, und manchmal hat man aus kleinen Dingen einen Eindruck, es möchte später auch in den großen nicht gut gehen. Der alte Goethe, der doch sonst kein Spielverderber war, hat doch nicht ganz unrecht, wenn er einmal sagt: „Von allen Festen ist das Hochzeitsfest das unpassendste. Kein Tag sollte mit mehr Demut, Stille und Hoffnung begangen werden als dieser.“ Ja, wie so mancher schaut nach ein paar Jahren zurück auf den Hochzeitstag und Polterabend mit all den Scherzen, Freuden und Toasten, mit all den Glückwünschen und schönen Gedichten, und es zieht ein bitteres, wehmütiges Gefühl übers Herz und Angesicht dabei. Wie wenig ist von alledem in Erfüllung gegangen! Nun, ich will keinem Brautpaare seine Freude nehmen, aber es ist doch auch ein Unterschied zwischen Freude und Freude. Rechte Freude ist eine Sonne, die, wenn sie untergegangen, noch einen lichten Schein zurückläßt, und arme Freude ist Sonnenschein im März, wo's einem dabei bis ins Herz hinein friert.

Da ist einer oder der andere unter den Hochzeitsgästen, der hat wohl ein hochzeitlich Kleid an und sein Frack und weiße Halsbinde sind untadelig, aber das Herz unter diesem Gehäuse ist nichts weniger als hochzeitlich, und so ein einziger ist im Stande, durch sein ganzes Benehmen alle guten Geister zu bannen. Darum lade so einen nicht ein, es ist kein Segen, auch wenn er dir eine Lampe oder eine Standuhr schenkt. Man merkt's oft schon am lauten Plaudern und Lachen in der Sakristei

oder beim Hochzeitszug in die Kirche, daß es ungute Gesellen sind, die da mitlaufen.

Manchmal kommt eine Braut, so aufgedonnert wie eine Theaterprinzessin im schwersten Stoff, weit über den Stand hinaus, und man denkt, das andere müsse auch danach sein. Aber die Wohnung ist entweder im Keller oder im Hof über fünf Treppen, und drinnen ist kaum ein ordentliches Möbel. Da denkt der Verfasser an den guten Rat, den einst ein Mann seinem Sohne gegeben, als er auf Universitäten zog: „Wohne über deinem Stand, kleide dich nach deinem Stand, und iß unter deinem Stand.“ Ist's nicht besser, wenn solch ein Mädchen im guten schwarzen Kleid kommt, das sie zu Kirche und Abendmahl anzieht und das etwas durchhält; wo nicht gleich ein Flecken vom Rotwein beim Hochzeitessen die ganze Herrlichkeit verdirbt? Oft ist's auch ein geliehener Staat, mit dem man erscheint, den man am folgenden Tag wieder abgeben muß, — und das ist doch eine traurige Herrlichkeit.

Es will mir auch nicht sonderlich gefallen, wenn die Brautleute den Handschuh nicht ausziehen, und den Ring über denselben stecken, und statt treuherzig die warme Hand mit dem goldenen Fingerreif dem andern zu reichen, die beiden kalten Handschuhe, an denen lose der Ring herum wankt, in einander legen. — Am „Ja“ sagen erkennt man bisweilen auch die Leute. Ich habe es so sagen hören, daß es mich in tiefster Seele bewegt hat. Da legt ein Mensch in dieses kurze

Wort das ganze Herz, den vollen friedevollen Entschluß, es klang durch die Kirche so ernst und doch so seelenvoll zugleich. Und das andere „Ja“ tönte wie ein hohles, leeres Faß, da war keine Ueberlegung, kein Herz drin. Der eine ruft's, als ob er ein Armee-corps zu kommandieren hätte, und dort bleibt's einer Braut völlig im Halse stecken, daß es kaum der Pfarrer hört. Es sind ja kleine Dinge — aber der Mensch wird oft viel mehr an den kleinen als an den großen Dingen erkannt. — Es ist auch nicht absonderlich schön, wenn nach der Trauung vor dem Altar die Brautleute sich küssen, und dann die ganze „liebe Verwandtschaft“ über die Brautleute herfällt und dann gegenseitig gerührt sich so kräftig umarmt, daß man's weithin schallen hört.

Die Trauredede ist freilich auch nicht jedermanns Sache. Was kommt da nicht alles vor von Geschmacklosigkeit! Mir will's von vornherein nicht gefallen, wenn man ein Brautpaar mit „hochverehrt“ anredet, und per „Sie“ fortfährt. Im Gotteshause ist niemand „hochverehrt“ als Gott allein, und wenn man Jhn, den großen Herrn, nicht per „Sie“ anredet, soll man es auch einem armen Menschenkinde in der Kirche nicht zu leide thun. — Da macht's z. B. ein Prediger ganz besonders lang und meint, daß darin die Schönheit bestehe, und der Braut wird's blümerant vor den Augen. Vom Paradiese, von Adam und Eva wird angefangen, aber man weiß nicht, wo der Mann noch aufhören wird. Nun, wenn er vom Paradiese etwas sagen will, dann sage

er, was der selige Valerius Herberger dazu gesagt. Wie Gott nämlich in seiner Trauredede dem ersten Paare gesagt: „Liebster Adam, ich bringe dir die schöne Jungfrau Eva zu deinem Ehegespons. Sie ist nicht von deinen Füßen genommen, darum soll sie nicht dein Fußschemel sein, sondern von deiner Seiten, daß du merkst, daß sie dir ebenbürtig sei. Und du, liebe Jungfrau Eva, du bist nicht von seinen Häupten genommen, darum sollst du nicht deines Mannes Haupt sein, sondern von seiner Seiten. Und wie die Rippen sich lüften, wenn das Herz beschweret ist und seufzet, so sollst du deines Mannes Herz mit süßem Trost erleichtern.“ Ja, dann laß ich mir's gefallen, dann führt man die Brautleute gleich in's Paradies mitten hinein. — Andere wieder halten's für besonders passend und schön, der Braut das Herz schwer zu machen und glauben, solch eine rot verweinte Braut sei der beste Beweis für die Schönheit der Trauredede. Es ist so leicht und wohlfeil, im Schmerz herumzuwühlen, statt an einem solchen Tage der Braut Mut, Trost, Hoffnung in Gott zu stärken. Nichts Ungesunderes als solch eine Braut, die wie ein Schlachtopfer vom Altar weggeführt wird. Da besieht manchmal auch der „Herr Bräutigam“ etliche Seitenhiebe, wenn ihm gesagt wird, wie glücklich er sich schätzen solle, aus „solchem Hause“ ein Ehegespons zu kriegen, er solle bedenken, was sie alles verlasse — kurz, es wird einem schlecht dabei und man kann sich's denken, daß einmal eine Braut in der Kirche heraus-

geplagt ist mit dem Worte: „Ich gebe gar nichts auf, es kostet mich kein Opfer, diesem Manne zu folgen,“ wenn's gleich auch nicht nach dem sonst für Frauen üblichen kanonischen Gesetze dabei gegangen: „Das Weib schweige in der Gemeinde.“ — Wenn nach der Trauung der Herr Prediger mit einer artigen Verbeugung den Eheleuten zuruft: „Ich habe die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen“, so kommen einem dabei doch allerhand böse Gedanken, wobei der unschuldigste noch der ist: „Sie werden mich doch auch zur Kindtaufe bitten!“ Kurz — das alles trägt nicht gerade zur Verschönerung der Feier bei. Bei einem rechten Brautpaar bedarf es so wenig, um das Herz zu bewegen, man hat ja nur das wogende Herz stille zu machen und getroßt; ist aber eines nicht vorher in der rechten Verfassung, dann wird auch die glänzendste Rede nichts ausrichten. Je schlichter, je herzlicher, desto besser; nur mit leisem Finger die persönlichen Verhältnisse andeuten und dann auf den Hauptpunkt gehen, auf Gottes Trost, Gottes Segen und Kraft, das wird dann schon am Herzen anschlagen. Es giebt auch schöne, aber marmorkalte Reden, aus denen das Leben entflohen, weil der Meißel zuviel daran gearbeitet hat, die wirken dann in solch bewegtem Augenblicke wie eine marmorkalte Hand aufs warme Herz. Auch ist's nicht gut, wenn man meint, die gebildeten Leute brauchen etwas anderes am Hochzeitstage als die ungebildeten. Gottes Wort ist eine Heilquelle, die keinen Unterschied macht, ob ein gelehrter Professor draus trinkt

oder ein schlichter Bauer. Mich erinnert's immer an jenen Küster, der mir sagte als Vorbild zur gefälligen Nachahmung: „Der Herr Dekan habe nur zwei Traureden, die eine für die „mehr gebildeteren“, die andere für die „mehr ungebildeteren“; die erste fängt an: „Auf der Höhe Ihres Lebens angekommen“, und die zweite für die „mehr ungebildeteren“: „Als Adam und Eva geschaffen wurden.“ Das ist gewiß ein böser Unterschied.

Auch nach der Hochzeit bei der Feier hätte der Verfasser noch manches zu wünschen. Es ist immer mißlich, namentlich in großen Städten, daß da die Leute, trotzdem die Stadt so groß ist, am wenigsten Platz haben, und dann außer dem Hause „im Hotel“ gefeiert wird. Da stehen die Kellner und Lohndiener herum, fremde Menschen, die einem in's Auge und in den Magen schauen. Man hat nicht den Eindruck, daß es ein Hausfest ist. Lieber ein bißchen sich drücken an solch einem Tage und in den alten, lieben Räumen noch einmal sein, als so aus dem Hotel heraus zur Bahn zu fahren. Es stört die Freude wahrhaftig nicht, wenn man vor dem Essen das „Aller Augen“ betet, und das junge Paar vom Altar auch die Kohlen mitnimmt an den Herd und die Bitte gleich am Hochzeitstage vorbringt, die doch später unter mancherlei Sorge aus dem Herzen sich ringt: „Unser täglich Brot gib uns heute.“

Von wegen der Toaste könnte man auch ein Kapitel schreiben. Das fatalste ist freilich, wenn einer nicht sicher ist oder gar stecken bleibt, und seine getreue Ehe-

hälfte in tausend Ängsten sitzt und fast den Magenkrampf kriegt. Oder wenn ein anderer, vielleicht auch der „Herr Prediger“, die Traureden in zweiter, verschlechterter Auflage hält; oder ein dritter an Verhältnisse der „hochgeehrten Familie“ rührt, daß den Leuten der Angstschweiß ausbricht. Ein anderer schwingt den Weihrauchkessel über sich und seine „stets bewiesene Freundschaft“ und gerät darüber in eine Rührung, die er nur durch die Serviette statt des Schnupftuches bewältigen kann. Ein letzter aber hält es, der Familie des Bräutigams angehörend, für passend, auf die einladende Familie der Braut mit den effektvollen Schlußworten zu toastieren: Die Aufnahme war höchst anerkennungswert; Speisen und Getränke waren sämtlich „preiswürdig“. Gewiß fein! — Kurz, auch da hat der geneigte Leser noch vielleicht manche Handglosse und frommen Wunsch anzubringen.

Nun kommt das letzte Stück, das Begräbniß, wie es auch der letzte Gang im Leben ist. Wie man beim ersten Gange getragen wird von fremden Händen zur Taufe, so tragen uns fremde Hände auf diesem letzten Wege. Und doch ist's jetzt so anders. Hinter dem stummen stillen Pilger liegt das Leben, das vor dem Kindlein im Morgenrot, und vor den Hochzeitsleuten im Mittagslicht lag. Jetzt ist's Abend geworden und die Nacht gekommen, da niemand wirken kann. Stille ist's im Hause geworden, und es ist köstlich, wenn diese Stille

auch auf alle andern übergeht und keiner ein lautes Wort spricht vor der Majestät des Todes, die ins Haus eingekehrt. Wenn Gott redet, muß der Mensch schweigen. Es berührt einen nicht angenehm, wenn man laute Worte und Reden während eines Gewitters hört. Und wenn es so in ein Haus eingeschlagen und die Wetter Gottes darüber gehen, ist's auch wohlanständig, wenn's drinnen stille wird. Da mein' ich denn, man sollte den Leuten und nächsten Verwandten diese Stille nicht forttragen und den Odem der Ewigkeit, der im Hause liegt, nicht wegatmen. Aber da haben die Leute oft so wenig Sinn und Verstand bei allem Wohlmeinen. Es sind wenige, die die Gabe haben, einem verwundeten Herzen mit Worten wohlzuthun; die Thränen im Auge, das Schweigen des Mundes und ein stummer Druck der Hand sagen oft mehr als alle Worte. Jedoch wer's kann, soll's immerhin thun. Aber die Ohren sind scharf und fein im Leide, sie hören's bald heraus, wie's einer meint. Nur keinen armen Trost von der „Zeit“, die alles heilt! Ach, die Zeit heilt niemanden, und wenn sie ihn heilt, dann ist es eben nicht weither gewesen mit seinen Wunden. Die Zeit lehrt einen erst recht den Verlust, und Vermissten ist schwerer als Verlieren. Die schwersten Zeiten kommen, nachdem die Erde sich über den Lieben geschlossen; da thut sich erst das Grab des Herzens mit seinem Weh auf. Oft ist man über die ersten Tage wie mit Flügeln weggetragen, und namentlich wenn man das Morgenrot der Ewigkeit auf einer Stirn hat tagen sehen, war's ein



Scheiden ohne Trennung, da schien auch die Morgen-
sonne in die Thränen.

Aber wie vieles kommt in diese Stille herein, das man lieber nicht dabei sähe und hörte! An ihrer Freude, aber auch an ihrem Schmerze werden die Menschen erkannt, da kann man oft die tiefsten Blicke in sie thun. Die einen findest du in lautem, schreiendem Schmerz, ach, oft dann gerade, wenn man sich im Leben sonst recht wenig zu liebe gethan. Manche Hände schmücken mit Blumen einen Sarg, die dem, der drin liegt, manch harten, scharfen Dorn auf den Weg gestreut. Ja, wenn die Leute einander im Leben so lieb hätten und auch so viel Liebe zeigten wie im Tode, dann sähe es auch besser in manchem Hause, in mancher Ehe aus. Dort ist's eine stumme Verzweiflung oder kalte Ergebung in das unerbittliche Schicksal. „Es ist eine Gemeinheit, einen in diesem Falle trösten zu wollen,“ sagte einmal einer. Wenn er darunter Redensarten und hohle Worte verstanden hätte, möchte er recht gehabt haben, aber er wollte überhaupt von keinem Troste wissen. — Wie wenig erbaulich sind oft auch die Leute, die dem Sarge folgen und die „letzte Ehre“ dem Toten anthun wollen! Da findest du sie im lauten Geplauder im Nebenzimmer, wo hart daran der Tote schläft. Man sollte denken, der Sarg sei schon eine Predigt, der zur Stille ruft, und der Prediger, der drin liegt, müßte mit den erloschenen Augen so durchdringend anblicken und mit den geschlossenen Lippen so beredt sprechen, daß alles auf-

hören müßte, noch ehe ein Prediger den Mund aufthut. Manche setzen selbst das Gespräch fort während der Leichenpredigt und halten dem Toten selbst eine auf eigene Faust. Wie muß es da einst einmal durch jene Versammlung gegangen sein, als eben der Prediger etwas inne hielt, und einer im Nebenzimmer laut sprechend mit seinem Nachbar gerade über den Toten den Satz sagte: „Ja, und ich sage Ihnen, er war nicht bloß ein Gourmand (Feinschmecker), sondern auch ein Massenvertilger,“ und dieses Wort in die lautlose Stille tönte! — „Leichenreden sind keine leichten Predigten,“ sagte ein alter Prediger. Und er hat recht. Ob's nicht in vielen Fällen weit besser wäre, ein tröstlich Lied, ein kräftig Wort aus der Schrift und ein ergreifend Gebet zu hören, als eine Leichenrede, der man die Not anmerkt, aus der sie geboren ist? Entweder hat man nichts gewußt über den Toten, oder nichts Rechtes, oder gar zu viel. Da ist's schwer, wahrhaftig zu bleiben, Wahrheit in Liebe zu üben. Der Prediger hat den Mann vielleicht nur im Sonntagsstaat gesehen, äußerlich und innerlich, die Zuhörer aber im Werktagskleid. — Auf Universitäten wird leider Gottes selten jungen Theologen ein Kollegium über „richtigen Takt“ gelesen; sie lernen ihn vielleicht mit den Jahren, nachdem sie sich und andern weh genug gethan. Kurz, es ist ein weitläufig Kapitel, diese Leichenreden, und der Verfasser möchte den geneigten Leser bitten, seinerseits hierbei recht nachsichtig und milde zu sein, wiewohl einem gerade im Leid am allerersten ein Wort

verlezt. Wenigen ist's gegeben, am offenen Grabe kurz, tröstlich, erwecklich zu reden, so daß die Leute mit Todes- und Lebensgedanken zugleich vom Grabe scheiden und ebensoviele einen Blick ins offene Grab als in den offenen Himmel thun. Die langen Reden bringen dich ab von der Kürze der Zeit, der Weihrauch, den man dem Toten streut, verschleucht doch nicht den Verwesungshauch aus dem Hause, und du hast dich vielleicht innerlich noch mehr erkältet als äußerlich, wenn du zur Beerdigung mitgegangen bist.

Je ärmer die Hoffnung, desto reicher oft das Gepränge. Der Heiden Gräber waren himmelhohe Pyramiden und Mausoleen, gleich Festungen, der Christen Gräber dagegen nur kleine Wiegen für das entschlafene Kind Gottes; je inhaltsleerer der Mensch, desto länger oft die Rede über ihn. — Wenn gesungen wird, laß es ein kräftig Lied vom Sterben und Auferstehen sein und meide die sentimentalen Gedichte. Die mögen anderswo ja ihren Platz haben. Aber es entspricht nicht der Majestät des Todes, wenn ein Chor das sonst so schöne Lied am Sarge singt: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“ — da fällt einem eben doch der zweite Vers gleich ein vom Blümlein im Wasserglas — und wenn dann gar noch die Herren Choristen das „auf Wiedersehn“ im fünffachen pianissimo hinhauchen, so weinen die Leute wohl, aber Trost liegt keiner in solchen Thränen, gerade so wenig wie in dem schön sein sollenden Nachrufe: „Sanft ruhe seine Asche,“ wobei man sich alles oder vielmehr nichts denken kann.

Daß es oft wunderbare Dinge bei Beerdigungen gegeben hat und noch giebt, ist nichts Neues. Der Verfasser will den Redner nur eben angeführt haben, der seine Rede mit der gewiß bescheidenen Vorrede begann: „Ich schmeichle mir, hochansehnliche Trauerversammlung, daß unter uns wenige, ja vielleicht gar keine zu finden sein möchten, die mir widersprechen werden, wenn ich zu behaupten wage, daß wir alle sterblich sind.“ — Besonders erbaulich mag's auch nicht gewesen sein, wenn einer den Toten anredete: „Wenn du, geliebter Freund, diejenigen heute sehen könntest an deinem Sarge, die du sonst nicht gesehen, — ich glaube, du würdest Beifall winken, und wenn du mich sehen könntest, der dir jetzt die Leichenrede hält und dich preist, — ich glaube, du würdest Beifall winken.“

Aber von einer merkwürdigen Totenbestattung will der Verfasser noch erzählen. Da lebte zu Anfang und bis in die Mitte dieses Jahrhunderts im Illerthal, unweit Memmingen in Schwaben, ein katholischer Pfarrer, namens Michael Jung. Es muß ihm nicht recht geglückt haben mit seiner Kanzelberedsamkeit, denn er klagt, daß seine Leichenpredigten den gewünschten Eindruck nicht gemacht. Deswegen versiel er auf den Gedanken, seine Reden in Verse zu bringen und bei den Begräbnissen zur Guitarre abzusingen. Jedes solches Leichengedicht (und es sind ihrer etwa 200) ist dem Verbliebenen besonders „auf den Leib gedichtet,“ d. h. sie enthalten den Lebenslauf und die Krankheitsgeschichte bis ins treufte

Detail. Das herausgegebene Werkchen ist, wie damals immer geschah, einem hohen Herrn gewidmet. Er wählt sich dazu — den Tod selbst! Das Widmungsgebidt beginnt darum seine 33 Strophen:

Mit Ehrfurcht leg' ich hier, o Tod!
Ein Werk zu deinen Knochen,
Das ich, so oft du mir gedroht,
Zu widmen dir versprochen.
Wenn du noch lange mich erhältst,
Nicht unvermutet überfällst
Und gnädig mich verschonest.

Es gilt dem Pfarrherrn gleich, wen er besingt, ob den König von Württemberg oder einen Förster, der von Wilddieben erschossen wird, ob einen Lotteriespieler, der sich selbst umbrachte, oder den Napoleon, von dem er sehr bezaubert singt:

Es konnte sich kein andrer Held
Mit seiner Größe messen.
Er hätte noch die ganze Welt
Mit seiner Macht gefressen.

Nur zuweilen weiß er nichts Besonderes zu sagen und hilft sich mit Versen wie etwa:

Was nützen viele Jahre,
Wenn sie entschwunden sind?
Der Greis gleicht in der Bahre
Dem neugebornen Kind —

sonst hat er meist einen ganz besonderen Stoff an allerhand Unglücksfällen. So ist einem ein Schirm durchs Auge gedrungen. Der Arzt konnte nicht mehr helfen,

Denn leider nahm die Hirnentzündung
Unwiderstehlich überhand,
Wodurch am Ende die Verbindung
Der Seele mit dem Leib verschwand.

Ein anderer hat sich beim Tanzen erkältet und den Tod
geholt. Er warnt darum die jungen Leute mit den Worten:

Es tanzen zwar die Weisen auch,
Doch nur sich langsam drehend,
Sie tanzen mit Vernunftgebrauch
Und nur vorübergehend.

Einer Schullehrerstochter, die sich zur Sängerin
ausgebildet hatte, und in der Residenz als solche an der
Cholera verstarb, rief er nach:

Sie traf die fernesten Distanzen
Sang tief hinab und hoch hinauf,
Und löste alle Dissonanzen
In schönste Harmonien auf.
Und Es und Fiss und Moll und Dur
Ward ihr zum leichten Spiele nur —

jedoch mahnt er an die sittlichen Gefahren einer Theater=
laufbahn und tröstet sich darum über ihren frühen Tod
mit den Worten:

So daß die Cholera sogar
Für sie noch das beste war.

Genug, — er trug diese Lieder nach bekannten
Arien und Volksmelodien vor, die Leute hörten es gern,
bis es ihm von seinen Oberen verboten ward. Daneben
war er aber ein treuer Mann, der in einer schweren
Epidemie ganz allein mit den Kranken aushielt und sie

pfl egte, wofür er den Friedrichsorden und damit den persönlichen Adel empfing. Aber wunderbar bleibt's doch, daß es eine Zeit und Menschen gegeben, die darin nichts Anstößiges fanden, oder möchtest du so besungen sein am Grabe?

Über die Grabschriften ließe sich auch viel sagen. Habe ich in einer fremden Stadt Zeit, dann gehe ich hinaus und suche den andern Stadtteil auf: den Kirchhof, die Stadt der Toten. Daraus lernt man oft die Lebenden in der Stadt noch besser kennen als die Toten. Man sieht, wie sie geglaubt, gedacht und empfunden haben. Wie verschieden ist's doch, wenn du durch die Gräberreihen gehst und die Grabschriften liest! Wie hoffnungsvoll — wie hoffnungslos! Ja, wenn es nur allenthalben wahr wäre, dies: Hier ruht! Stand's nicht etwa auch auf dem Grabe des reichen Mannes und hat der geruht? Oder hat nicht vielmehr nach der Ruhe seines Lebens die große Uruuhe nach dem Tode begonnen? Sei auch darin wahr. Ob du nicht lieber den Lebenden ein Haus bauen willst als dir über deinem Grabe, das will ich dir überlassen. Fester aber und unvergänglicher als die Mausoleen auf dem Kirchhofe sind die, die in einem segnenden, dankbaren Herzen aufgebaut sind.

Und nun, geneigter Leser, habe ich dich begleitet von der Kindtaufe bis zum Grabe, und ich hoffe, es gereut dich dieser Gang nicht, und vielleicht sind dir dabei auch allerhand Gedanken durch Herz und Sinn gegangen.

Storchneſter auf allerhand Häuſern.

Bericht aus einer Storchent Konferenz.

Konferenzen! Wer kennt ſie nicht? Über was alles wird nicht „Konferenz“ gehalten? Aber hier iſt „Kennen und Lieben“ nicht immer eins, denn was ſo pilzenhaft wächst, hat auch das mit den Pilzen gemein, daß nicht alles genießbar darunter iſt. Ja, es gab einſt Konferenzen — vor langer, langer Zeit, da ſaß man traut Herz an Herz beiſammen, ihrer juſt nicht viele, aber man kannte, liebte und vertraute ſich. Gemeinsame Not und Gefahr trieben zuſammen, manch mühseliger Weg zu Fuß oder auf holperigem Leiterwagen mußte gemacht werden, aber man freute ſich aufs Zuſammenſein wie das Kind auf Chriſttag. Viel beſchloſſen ward nicht, aber deſto mehr ins Herz geſchloſſen. Man kam heim wie die Bienen vom reichen Ausflug; da war keine wilde, fatale Hummel dabei, die man verſcheuchen mußte. Ich denke noch der Konferenzen im grünen Nußbaum, auf deſſen breiten Zweigen der Fußboden gezimmert war; um den Stamm ſchloß ſich der Tiſch, und die

Bänke liefen rings an den Zweigen. In den lauschigen Ästen und in der grünen Krone hielten Späzen, Finken und Lerchen auch Konferenz und musizierten nach Herzenslust und sangen den oft sorgenvollen Konferenzmitgliedern unten den Text des 15. Sonntags nach Trin. nachdrücklich ins Herz: Sorget nicht. — 'S ist jetzt anders geworden und oft viel Mühsal dabei. Hat der Herr Referent sein Elaborat, das ihm zum eignen Erstaunen unter den Händen wuchs (leider oft mehr in die Breite als in die Tiefe) endlich unter den Glückwünschen seiner Familie, die wochenlang ihr liebes Haupt zerstreut, einsilbig und sorgenvoll am Tische sitzen sah, zu sich gesteckt und ist damit in irgend einen Eisenbahnknotenpunkt gereist, so erwartet ihn dort „ahnungsgrauend“ sein „Herr Korreferent.“ Der hat auch in einsamer Kammer etwas zusammengebraut und geschmiedet, was sich nach dem Urteil seiner Haus- und Zeitgenossen hören lassen kann. Im glücklichsten Fall hat er sich mit seinem Herrn Vorredner in den Stoff geteilt, und die zwei laufen neben einander wie gut eingefahrene Chaisenpferde und ziehen friedlich den bewußten Konferenzkarren glatt über Land und Berg, über Hohlweg und Fluß. Was der eine nicht sagte, wußte der andere. Im andern — Unglücksfalle aber ist der Herr Korreferent ein Einspänner, der seine besonderen Vizinalwege fährt und mit Vorliebe Löcher und Steine aufsucht, und, wenn er überhaupt richtig den Schluß findet, am ganz andern Ende herauskommt wie sein geehrter Herr Vorredner. Da hat

denn der Präses seine liebe Not, die beiden dennoch friedlich auf die Hauptchauffee zu bringen.

Zudem ist die Zuhörerschaft bei diesen Konferenzen auch nicht die allerbeste und dankbarste. Es ist schon schwer, die Leute nur richtig zur Stunde zusammen zu bekommen. Denn ist dort nicht „Einer von Außerhalb“ im besten Quartier untergebracht und kommt sich vor wie ein verwunschener Prinz, wenn er des Morgens, statt von seinem soliden heimathlichen Strohsack, vom Sprungfedernbette aufwacht, die schwerseidenen Gardinen wegzieht und merkt, daß die liebe Sonne schon hell ihm ins Gesicht scheint? Und wenn nun gar noch ein gallonierter Diener das Frühstück auf Silber präsentiert und etliche Havanacigarren zur gefälligen Benutzung, da denkt er wohl: So gut wie heute hast du's nicht immer; du willst es einmal benutzen, und hier noch verweilen; das Referat wird ja doch später gedruckt, und da kannst du's in aller Ruhe lesen. — Ein anderer hat sich in der Morgenfrühe aufgemacht, in der Stadt etliche Sehenswürdigkeiten aufzusuchen, oder einen alten nie gesehenen Onkel oder Tante zu begrüßen. Dabei hat er sich in alte vergangene Tage verloren und die Jetztzeit mit dem Referate ist schon dahin geschwunden. Aber auch ihm ist ein süßer Trost geblieben: „das Referat wird ja gedruckt.“ Und ist dann alles richtig versammelt, und haben die beiden Referenten so ziemlich alles ausgepumpt, was von Wässerlein zum Gegenstande hat zufließen können, dann traut der vorsichtiger Zuhörer sich

nicht heran, und das sicherste ist: man nimmt den ganzen Extrakt der vorgetragenen Weisheit, in etliche Sätze zusammengedrängt, so wie sie der erste Redner schon vor-sichtshalber in seiner Tasche mitgebracht hat, in Bausch und Bogen an, beschließt, daß die Sache gedruckt wird und daß man auch dabei gewesen — und „geht ein jeglicher also heim.“ Zwar fällt manchem unterwegs noch gerade das Beste ein, was er zur Sache hätte sagen können, aber er tröstet sich, daß ihn die Bescheidenheit zurückgehalten.

Bei sothanan Umständen will der Verfasser einmal von einer andern Konferenz berichten, der er an einem schönen Juliabend, kurz vor St. Petri Kettenfeier beigewohnt. Unter freiem Himmel auf einer grünen Wiese wurde sie gehalten. Ein klares Bächlein rieselte durch dieselbe, gelbe Dotterblumen und blaue Bergißmeinnicht badeten ihre Köpfe drin. Schwanke Gräser, Schilfpflanzen und Moor bildeten den weichen, prächtigen Mosaikboden des feuchten Konferenzlokals. Und doch zog sich niemand einen Schnupfen zu, denn die da tagten, waren Herren und Damen in weißen Fräcken, schwarz eingefaßt, wie man sie im vorigen Jahrhundert trug: sie hatten rote Strümpfe wie die Kardinäle, und wiewohl die Schnäbel sehr ausgebildet waren, ging doch alles höchst feierlich, still und friedfertig zu. Der geneigte Leser kennt die Gesellschaft. Alles war pünktlich versammelt, die Referenten fehlten nicht, die „stehenden Fußes“ ihren Vortrag hielten und ebenso gut wie die Menschenkinder

wußten, daß „Klappern mit zum Handwerk gehöre.“ Auf der Tagesordnung stand die nächste große Reise übers Weltmeer, und darnach ein schwerer Gerichtsfall. Er betraf ein Konferenzmitglied, das den Wandertrieb in der Brust erstickt hatte und statt mitzuziehen, den vergangenen Winter über im Norden geblieben war. Der Prozeß war kurz. Der gesenkte Schnabel, die schlaffen Flügel gaben alles zu. Da sank er durchbohrt von vielen Schnäbeln tot auf der Wiese nieder und färbte die Blumen mit seinem Blut. Welch ein Sinnbild! dachte ich. Wer die Heimat vergißt, muß in der Fremde sterben.

Es folgten dann noch allerhand Berichte und der erste Teil der Konferenz war geschlossen. Ob der nahe Sumpf — „Gasthaus zum grünen Frosch“ hieß, weiß ich nicht. Die Konferenz zerstreute sich dahin und frühstückte, andere plauderten ihre Privatanliegen selbender durch, bis endlich nach einer Pause wieder der Präsident Alarm klapperte und die Konferenz zusammenrief.

„Ich denke,“ so begann er, „wir unterhalten uns jetzt gemütlich und erzählen uns etwas von den Menschenkindern. Wenn man von andern erzählt, ist man objektiver. An Stoff fehlt es nicht. Wir sitzen ja in der Welt auf den verschiedensten Orten, Landstrichen und Dächern, in Städten und Dörfern, auf Kirchtürmen und Schlössern, auf Rathhäusern und Ruinen, in Afrika und Europa und Asien hin und her. So manches Nest sitzt unmittelbar auf dem Schornstein, und nicht

bloß der warme Rauch, auch so manches Wort klingt zu uns herauf. Wir schauen in die Häuser zu jung und alt — sollten wir da nicht so manches geschaut haben, wovon die Leute unten nichts ahnen? Zudem bleibt ja alles hübsch unter uns, und kein boshafter Reporter plaudert aus. Laßt uns denn etwas hören. Mögen die einmal anfangen, die bei hochwürdigen Herren sich einquartiert haben.“

Einer der Störche trat hervor, verneigte sich untadelhaft mit seinem Schnabel bis zur Erde und begann dann: „Ich sitze, wie Ihr wißt, auf einer Benediktinerabtei tief in Oesterreich. Seit Jahrhunderten haben wir dort auf dem spitzen Dache über den Zellen der Fratres unsern Stammsitz. Die Brüder grüßen uns fröhlich und drängen sich aus den düstern Zellen, wenn wir im Frühjahr ankommen. Reisig und Federn, Wolle und was zum Nestbau nötig, haben sie schon zurecht gelegt und wir brauchen nur zuzugreifen. Es ist schön im Leben, ein willkommenener Gast zu sein, alles bereit zu finden und doch dann ein eigenes Nest sich ungesehen und unbeachtet bauen zu können, nach eignem Schnitt und Stil. Das ist echte Gastfreundschaft. Alle Morgen hören wir das Glöcklein läuten über unserm Neste, und die Brüder singen die Hora im schönen, ernstern Ton schon in aller Frühe, wenn eben die Sonne über die Bergspitzen jauchzend kommt. — Mein Nest sitzt just über der Zelle des Bruders Franciscus. Er ist nicht mehr jung, aber in seinen Augen glänzt es wie mildes

Feuer der Abendsonne. Er sitzt viel über den Büchern, und sie sagen, er sei einer der Gelehrtesten von allen. Oft haben sie ihn schon gerufen, zwei-, dreimal ins Refektorium, dieweil er im Eifer die Mittagsglocke überhört hatte. In seiner Stube hängt eine Laute und eine Kniegeige, ein alt Instrument mit wundersamem Ton; drauf spielt der Bruder Franciscus am Abend und singt mit seiner schönen Stimme dazu. Sind nicht lauter geistliche Weisen, die er singt, und zwischendurch tönt's wie ein Lied aus seiner Jugendzeit — da hab' ich ihn schon manchmal belauscht, denn es flog dann über's Gesicht ein Sonnenschein aus alten Tagen. Wißt Ihr, wie er ins Kloster kam? — Schaut drunten an der blauen Donau, es war vor vielen vielen Jahren, da trug man einen Toten hinaus. Und hinter dem schmucklosen Sarg ging ein Weib und hinter ihr drein zwölf Kinder; davon der älteste zweiundzwanzig Jahre war, ein schmucker, fröhlicher Jüngling, dem der Flaum eben um Mund und Kinn wuchs. Der schritt neben der Mutter und trug zwei Geschwister auf seinen Armen. Als der Sarg hinabgelassen ward, faßte der Jüngling die Mutter in seinen starken Arm und sagte: „Mutter, Du bist nicht verlassen. — An des Vaters Grab gelob' ich Dir's: Ich werde für Dich und die andern sorgen.“ Das Weib schaute zu ihm hinauf mit einem Blick, als wollte sie ihn durch und durch schauen. „Ja, Mutter, glaub's“ — sagte er darauf. Sie kehrten heim ins stille, öde Haus, die kleinen Geschwister spielten weiter,

als ob nichts geschehen und der Vater nur verreist wäre. Aber der älteste bat sich von der Mutter Urlaub auf ein bis zwei Tage; er müsse tief hinein ins Gebirge. — Als er wiederkam, sah er freilich blaß aus, blässer noch als damals am Grabe. „Mutter,“ sagte er, — „die Sache ist entschieden. Ich gehe zu den Benediktinern. Du kennst den alten Ordensbruder Johannes, meinen Vater. Dem habe ich unsere Not gesagt, und der ging mit mir zum Abt. Als der meine Zeugnisse gelesen, sagte er: „Du kannst eintreten, mein Sohn Franciscus. Wir können Dich später als Lehrer gut brauchen. Deine Brüder sollen dafür die Schule frei haben, und für Deine Mutter wird gesorgt. Geh' heim, sei fest und nimm Abschied von den Deinen.“ — Was die Mutter gesagt, habe ich nicht gehört. Aber Bruder Franciscus ist nun über vierzig Jahre im Kloster. Von seinen Brüdern ist keiner Klosterbruder geworden. Er hat allen abgeraten. Aber sie sind alle tüchtige Leute geworden im Leben, denn Bruder Franciscus hat sein Wort gehalten und sie alle erzogen. Dann und wann reist er einmal hinab ins Reich und schaut nach ihnen. Seine Mutter hat er bis zum Tode gepflegt, denn der Prior gab ihr die Aufsicht über die Krüppel und Lahmen, die vom Kloster im alten Nebengebäude das Gnadensbrot empfangen. — Wenn Bruder Franciscus zu den Seinen kommt, dann sitzen ihm die Neffen und Nichten auf dem Mönchsrock und ziehen ihm die Kapuze über den Kopf, und er läßt sich's alles gefallen und schaukelt

sie auf den Knieen. Aber ich habe gehört, daß dann wohl aus seinen alten Augen die Thränen fließen. Kommt er wieder zurück ins Kloster nach der Reise, dann höre ich ihn am Abend Vieder singen, wie die Kinder sie singen. Er schickt den Kindern Heiligenbilder oder was sie sonst bestellt haben. Was er erübrigen kann, geht zu seinen Brüdern oder in seine schöne, reiche Bibliothek, die er ihnen für den Fall seines Todes vermacht hat. — Drunten im Reich segnen die Kinder den hochwürdigen Onkel Franciscus, seine Brüder aber und die älteren Confratres wissen's: Er hat sich für die Seinen im Kloster begraben und wäre doch nach seinem Herzen so gern ein fröhlicher Mensch geworden, der seine eignen Kinder auf dem Schoß am Abend auf den Knieen geschaukelt hätte. Aber nie ist ein Wort aus seinem Munde noch Klage gekommen. Wie lang' wird er am Abend noch singen und spielen?" — Damit trat der Redner wieder in die Schar zurück.

„Ich bin auch,“ versetzte ein alter Storch in breiter, behaglicher Mundart, „bei hochwürdigen Leuten seßhaft. Ich wohne seit vielen Jahren auf einem alten Pfarrhause. Wer es kennt, beneidet mich darum. Aber besser Neider als Mitleider. Denn einmal ist in der Nähe die Pfarrwiese und drinnen ein grün-schlammiger Teich, und die Frösche sind da bataillonsweise vorhanden, lauter feistes, fettes Volk, denn der alte Kantor im Orte hat seit Jahren das Recht, sich dort seine mit uns gemeinsame Leibspeise, die Froschschenkel, zu holen,

dieweil sein angegriffener Schulmagen nur noch leichte Kost vertragen kann: darum füttert er selbst die Frösche mit allerhand Leckerbissen, und das kommt mir, der Mutter und Kindern zu statten. Zum andern aber ist das Pfarrhaus gerade wie ich es liebe: traulich unter den Bäumen versteckt, der hohe Lindenbaum giebt Schatten ins Nest und hält uns den Regen und die Stürme ab. Aber was noch besser ist, als das: es ist ein Hausen fröhlicher Kinder darin. Wer selbst seine Jungen lieb hat und froh ist über jedes von ihnen, hat auch anderer Leute Kinder lieb. Und uns Störchen singen zudem, nächst der Nachtigall und der Lerche, die Kinder die meisten Lieder, und wenn man ihnen einen andern Vogel malt, muß man gleich dazu schreiben: das soll ein Spatz oder eine Lerche sein, aber uns kennt jedes, und die Kinder zeichnen uns mit ein paar Strichen zum Erschrecken ähnlich hin. Drum seien uns die Kinder gesegnet, Störche und Kinder gehören zusammen!“

Der Präsident bat den Redner, bei der Sache zu bleiben, da seine Ausführungen, wenn auch durchaus richtig und unangezweifelt, doch zu allgemein bekannt seien. Er fuhr aber, ohne aus der Fassung zu kommen und in weitere Verlegenheit zu geraten, an den letzten Satz wieder anknüpfend, fort: „Kinder und Störche gehören also, wie wir gehört haben, zusammen. In meinem Pfarrhause ist jedesmal Freude, wenn der Storch ein Kindlein bringt, und sind wir gerade dabei, dann spendieren uns die Geschwister noch was Extragutes

dadür. Zwar wenn ich alle Morgen die zwanzig kleinen Stiefel und Schuhe in Reih und Glied dastehen sehe und die vier der Alten noch dazu, alle frisch gesalbt und gewichst, und mit diesen vierundzwanzig nun hinein dividire in die siebenhundert Thaler, die der Gottesmann alles in allem im Jahre hat, dann bekomme ich vor seinen mathematischen Kenntnissen hierdurch schon einen gewaltigen Respekt. Denn das ist nur erst das Schuhzeug. Aber der Mann kennt keine Sorgen oder er muß sie in einen verborgenen Winkel tragen, wo sie niemand sieht. Mein Pfarrerher ist groß und das gab ihm von vornherein bei den Bauern ein gutes Vorurteil, denn sie denken nach ländlicher Weise: „In einen großen Mann geht mehr hinein als in einen kleinen.“ Wovon ich, eines bessern belehrt, abweichender Meinung zu sein die Ehre habe. Meines Pfarrers größtes Gut und Glück ist, meiner Ansicht nach, seine tapfere Frau. Ihr glaubt nicht, was diese Frau alles thut. Da bleibt kein Fädchen und keine Nadel am Boden liegen, sie hebt sie auf, und aus ihrem Flickkasten könnten wir zwanzig Nester bauen. Ihr Mann hat ein Weißzeug am Leibe, wie der frischgefallene Schnee. Denn sie sagt ganz richtig: „Weiß muß weiß und schwarz muß schwarz sein, so wie ich will, daß mein Herr und Mann allezeit schwarz schwarz heißt und weiß weiß. Nur nichts Graues am Pfarrer. Aber das ist eben das Gefährliche dabei, daß gerade das Weiße am leichtesten schwarz wird und das Schwarze am leichtesten

weiß, wie das klärlich an einem weißen Hemde und einem schwarzen Rock zu sehen ist.“ Ihr seht, daß die Frau Wig und Verstand hat. Den hat sie ausnahmsweise von ihrem Herrn Vater geerbt. Das war auch ein Pfarrer und erzog seine Kinder gottselig, in himmlischer Weisheit und auch in der Weisheit auf der Gasse. Darum weiß die Pfarrerin gerade so viel, um ihrem Manne zuzutrauen, daß er es noch besser weiß; sie geht wie jede rechte Frau mit ihrem Kopfe dem Manne gerade ans Herz — und das ist, meiner Ansicht nach, gerade weit genug.

Ihr solltet einmal sehen, wie das des Morgens aus den Federn fährt, wenn der Pfarrer, der Sommer wie Winter früh um fünf Uhr auf ist und bei seiner Lampe studiert, nachdem er sich seinen Kaffee auf der alten Maschine aus der Studentenzeit her gekocht, die Kinder um sechs Uhr durch ein großes Sprachrohr mit dem Berse weckt:

Wohlauf im Namen Jesu Christ,
Die dunkle Nacht vergangen ist!

Das geht wie im Nu. Im Sommer kommen sie an den Brunnen unter dem Lindenbaum und pudeln sich, einer reicht dem andern den großen Pferdeschwamm zur weiteren Veranlassung. Dann gehen sie auf mich zu und umarmen und küssen mich, und ich gehe nicht eher wieder hinauf aufs Dach, als bis sie alle in Reih und Glied stehen. Dann singt's und klingt's drinnen. Der Pfarrer spielt auf einer alten Hausorgel und zwei

von den Knaben spielen die Violine dazu, — denn in dem Pfarrhause singt und klingt alles. Dann hör' ich sie wohl ein Gebet mit einander sprechen und nun geht's über die warmen, blassen Wecken her: der ganze Chimborasso verschwindet bald in den zinnernen Schüsseln. Dann wird ein Gratias gesungen, und der Pfarrer nimmt die Buben hinauf in seine Studierstube. Dort ist ein langer Tisch, steht eine Weltkugel darauf, und an der Wand sind Landkarten, und auf den Simsen ausgestopfte Vögel, und in den Schränken Steine und getrocknete Blumen, dann Einmachgläser mit Salamandern und kleinen Schlangen — kurz, ihr glaubt nicht, wie's da drinnen aussieht. Das hat der Pfarrer alles für seine Kinder gesammelt und im Unterricht geht's von Hand zu Hand und wird gesehen. Denn nur die zwei ältesten sind fort in die Stadt; der Pfarrherr hat sie soweit unterrichtet, wie sein eigenes Latein ging. Das geht nun so fort, denn es kommen nach den Buben die Mädlein bis Mittag. Da muß alles sauber erscheinen und der Pfarrherr ist auch ganz frisch angezogen und hat das Sammetkäppchen auf dem Haupte. Das Benedicte wird gesungen und dann gegessen, was die Mutter und die Mädchen derweil zu stande gebracht. — Des Nachmittags zieht der Pfarrherr hinaus in die Gemeinde, und des Abends gehen die Kinder ihm alle mit der Mutter entgegen, wenn er vom Filial kommt, und sie grüßen und küssen sich, als hätten sie sich ein ganzes Jahr nicht gesehen, und der Pfarrherr trägt abwechselnd

den jüngsten auf dem Arm heim und so geht's Tag für Tag. Manchmal geht's auch einmal hungrig her, wenn so das Quartal kommt, und Steuer und Pension für die Knaben in der Stadt gezahlt werden müssen. Oft sitzt auch der Ortsschneider ein oder zwei Wochen lang im Hause und kramt in dem Flickkasten herum und sieht, wie er die Flecke für Kniee und Ellbogen und das Hinterviertel der Buben richtig ansetzt, und die Buben haben allerhand stille Wünsche mit ihm zu verhandeln. Aber traurig hab' ich die beiden Alten noch nicht gesehen. Einmal, 's war Kriegszeit, da kam der Pfarrherr plötzlich aus dem Dachfenster gestiegen und hatte ein Kästchen in der Hand und schob es uns unter's Nest hinein fest in die großen Zweige. Das war das Kirchengut und seine eigenen Notpfennige, die vertraute er uns an. Ein andermal, das muß ich euch noch erzählen, ist's den Leuten merkwürdig gegangen. Die Kinder haben oft mit uns Störchen ihren Spaß und kurz, ehe wir einmal wieder gen Süden zogen, kamen sie zu unserer Mutter und hingen ihr ein rotseidenes Band um, dran war ein Brieflein befestigt. Mit großen Kirshenhaken stand drin geschrieben:

Unser Pfarrstorch, wohlbekannt,
Geht jetzt wieder über Land,
Über Flüsse, übers Meer,
Denn ihn friert's im Winter sehr.

Wo er hinkommt, nehmt ihn auf.
Setzt ihn auf das Dach hinauf,

Denn er ist ein braver Mann,
Der auch tüchtig klappern kann.

Ach, wir hätten wohl die Vitt':
Liebes Störchlein, nimm uns mit!
Wollten gern die Welt besehn,
Berge, Flüsse und die Seen.

Aber reisen kostet Geld,
Damit ist es schlecht bestellt;
Denn wir sind der Kinder zehn,
Alle kugelrund und schön.

Vater sagt: „Mir wird oft schwül,
Denn die Buben kosten viel.“
Zwei von uns sind in der Stadt,
Und die essen sich kaum satt.

Lieber Storch, so flieg hinaus,
Bring was Schönes uns nach Haus!
Hosen, Röcke groß und klein,
Und auch noch ein Brüderlein!

. . . . den . . . 18 . . Die Pfarrerskinder im Pfarrhause
zu

Damit flog unsere Mutter mit mir fort. Wir kamen leider in einen Zug Rebhühner hinein auf der Reise, und ein Jäger traf auf der Jagd unsere arme Mutter mit Schrot in den Flügel. Sie sank nah bei einem Gutshof nieder. Die Gutsleute kamen und verbanden sie, aber sie fanden auch das Brieflein an ihrem Halse. Sie machten es auf und lasen's. Und siehe da, an Weihnacht kam eine große Kiste ins Pfarrhaus mit zehn Kleidern und Schuhen und auch Geld, und

man wußte nicht woher. Aber die Kleider paßten alle wie angegossen und waren richtig sechs Bubens- und vier Mädchenkleider. Und oben drauf lag ein Zettel, darauf stand:

Euer Pfarrstorch, hochverehrt,
Ist bei uns auch eingekehrt;
Ja, er ist ein braver Mann,
Der noch mehr als klappern kann.

Hat den Gruß wohl ausgericht't,
Brachte Euer schön Gedicht,
Doch die Kiste war zu schwer,
Drum kommt sie per Post daher.

Doch das neue Brüderlein
Kehret nicht im Pfarrhaus ein!
Nein — für Euch da hat er kein's.
Aber uns — uns bringt er eins!

Ihr könnt Euch die Freude im Hause wohl vorstellen, als die Kiste ankam.“

„Du wirst uns doch da nichts vorphantasieren,“ sagte der Präsident, „Du bist ohnehin ein Dichter und solchen Leuten ist alles zuzutrauen.“

„Ich habe Euch die pure Wahrheit erzählt und könnte Euch Namen nennen und aus meiner Erfahrung noch manches andere sagen. Aber ist's denn so verwunderlich, daß unsereins auch einmal ein hilfreicher Bote ist? Hat Noah nicht mit Taubenpost aus seiner Arche korrespondiert, und war Eliä, des Propheten, Rabe nicht ein Speisemeister sondergleichen? Was Tauben und Raben können, das können wir Störche

auch,“ — entgegnete der Storch, etwas in Harnisch geraten.

„Ja, ich muß dem Alten Recht geben,“ versetzte ein junger Storch, der mit seinem Weibchen vortrat. „Wir beide sind Zeugen. Wir wollen Euch die Geschichte eines jungen Paar's erzählen, auf dessen Haus wir unser Nest gebaut. Wir sind die nächste Ursache, daß die zwei zusammenkamen, und sind auch billigerweise zum Hochzeitschmaus geladen worden. Schaut, 's war vor etlichen Jahren, da war fröhliche Gesellschaft in einem Schlosse. Viel gepuzte Damen und Herren kamen angefahren zum großen Feste. Die Jungen spielten auf der Wiese Ball und jauchzten einander zu, wie junge Leute thun. Unsere Eltern hatten ihr Nest auf einer alten Eiche, deren Krone gestorben. Da wollte ich, damals noch junges Störchlein, dem Spiele zuschauen und stieg aufs Nest und fiel herab. Es war sehr hoch, und was ich mir zerbrochen, das weiß ich nicht. Die jungen Leute sahen mich fallen und riefen: Ein Storch, ein Storch! Als ich so blutend da lag — Vater und Mutter waren weggeflogen — beriethen sie, was sie mit mir machen wollten. Die meisten riefen: „Totschlagen“ — und mir bangte für mein junges Leben. Da trat ein großes, schönes Mädchen vor, mit hellen blauen Augen und goldenen Zöpfen und hob mich armen Kerl auf und sagte mit fester Stimme: „Dem Storch geschieht kein Leid. Nehmt ihr ihm das Leben, dann ziehen die Alten fort und mit ihnen etwas, das sich nicht sagen läßt. Mögt Ihr mich

verlachen, aber wer den Storch vertreibt, nimmt sich 'nen guten Freund und Segen fort. Ich werd' ihn pflegen, den armen Schelm, und ich hoffe, ich krieg' ihn durch."

Die meisten lachten und sagten: „Ach Fräulein Elfriede, wie rührend und menschenfreundlich!“ Nur ein junger Mann trat aus der Schar und nahm sich ihrer an, die fast verwirrt mit mir im Arm im Kreise stand. „Geben Sie mir den Patienten, Sie wissen, ich bin ein halber Doktor. Sie haben recht — ich kenne solch ein Haus, daraus die Störche gejagt wurden, aber 's ist kalt und öde drin seitdem.“

Er nahm mich behutsam aus den Händen der Jungfrau und sie schaute ihm mit holdem, dankbarem Blick in seine freundlichen schwarzen Augen. Er verband mich regelrecht und legte ein Pflaster drauf, nachdem er vorher mich gekühlt. Es war mir eigentlich nichts zerbrochen. Am Abend ging er mit mir und der Jungfrau heraus. Die Eltern flogen bekümmert ums Nest. Da stieg auf langer Leiter der junge Mann hinauf und dann von Ast zu Ast, daß dem Fräulein ganz bange wurde; dann legte er mich behutsam oben ins Nest zu meinen Geschwistern. — Eins von der Jungfrau Schnupftüchern hatte er mir umgebunden mit ihrem Namenszug. Seit jener Zeit kam der junge Mann öfters, und der sonst so einsilbige Mann redete so herzlich mit den Leuten im Schlosse, daß sie alle verwundert waren. Und an einem Abend da waren die beiden Bräutigam und Braut. Und nach-

dem der Brautvater das Paar hatte leben lassen, ergriff der Bräutigam das Wort und sagte:

„Daß wir uns gefunden, das danken wir nächst Gott dem Storchneft da oben im Eichbaume. Sie wissen das Geschick meines Hauses. Des Vaters harter Sinn brach der Mutter das Herz, uns Kindern die Jugend. Er trieb alles aus dem Hause, riß zuletzt auch das Dach ab, auf dem die Störche saßen, denn ihr friedlich Zusammensein ärgerte ihn. So brachte ich eine freudlose Jugend zu und scheute die Menschen, denen ich keine Liebe mehr zutraute. Da ward ich an jenem Tag zu Euch geladen, als unser Störchlein herabfiel. Als meine liebe Braut sich des armen Tieres erbarmte, da stieg es in mir auf: Wird sie nicht ein verwundet Menschenherz noch weit eher verbinden? Und sie dachte auch, wie ich jetzt weiß, ein Gleiches von mir, daß ich sie auf meinen Händen tragen würde. Und als ich den Eichbaum hinauf in die Wipfel stieg, bangte ihr für mein Leben, mir aber gab die Liebe Kraft, und ich dachte: wie viel höher würde ich für dich noch steigen! So kam's, und das andere wißt Ihr. Drum muß der Storch bei der Hochzeit sein. Ich werde ihn wohl schon holen. — Und richtig, sie fanden mich, an dessen Bein immer noch ein Fetzchen des Taschentuches hing, und auf dem neuen Schlosse fand ich ein herrlich Nest, und jedesmal, wenn das junge Paar uns oben sitzen sieht, reichen sie sich unten still die Hände.“

„Das junge Paar in und auf dem Hause mag hoch

leben," sagte der Präses und die ganze Versammlung klapperte ihm Beifall. „Nun mag auch der Pfarrstorch beglaubigt sein als Briefträger, da eben der Ehestifter ihm sekundiert hat. Aber wir haben noch eine Seniorin unter uns, mag die uns berichten.“

„Ich habe von Euch wohl mit die meiste Angst ausgestanden," sagte eine alte Störchin. „Oder, wer von Euch ist je in einer belagerten Stadt gewesen, als die Bomben platzten und die Kugeln sausten? — Ich wohnte damals mit meinen Kindern oben hoch auf dem Schornstein einer Festungsstadt. Meine Jungen waren noch nicht flügge, als die Belagerung begann. So mußte ich bleiben, sonst wären sie Hungers gestorben. Aber in den Festungsgräben gab's keine Nahrung mehr, denn sie waren gefüllt bis an den Rand und drüben blickten die Feuerflügel auf den Wällen. Da hat sich unser ein Mägdlein erbarmt. Sie stieg alle Morgen und Abend aufs Dach, hob die Ziegel auf und brachte uns das Essen. Dreimal schlugen die Kugeln ins Haus und ins Dach, und man löschte bei Tag und Nacht rings um uns her. Das Mägdlein wohnte unter uns im Erkerstübchen mit ihrem Vater, einem achtzigjährigen Greise. Der war unter dem Schrecken der Belagerung gelähmt worden, daß er nicht mehr vom Bette kam. Mehr denn dreimal ward ihr angeboten, mit freiem Paß mit ihrem Vater hinauszuziehen aus der Festung. Aber sie blieb. „Das überlebt der Vater nicht, wenn ich ihn ja auch gern auf dem Rücken tragen wollte.“ Und so

war ich da oben ihr Trost, und sie da unten der meine, und wir blieben beide, die eine wegen dem Alten, ich wegen den Jungen. Als die weiße Fahne aufgesteckt ward, und das Schießen aufhörte, kam unser Vater wieder; den hatten Feuer und Kugeln nicht mehr herein gelassen, als er einst für uns weggeslogen, Futter zu suchen. Da feierten wir oben und unten ein Fest ohne Gleichen, denn wir hatten uns in der Zeit der Not gar gut verstehen lernen. Wie treibt nicht die Not die Leute zusammen!“

„Ihr habt bis jetzt,“ sagte ein alter Storch, „Euch recht in der deutschen Heimat gehalten. Laßt mich Euch aus unserer heißen Heimat etwas erzählen. Ihr kennt Kairo, die weiße und vieltürmige. Ich wohne auf dem Hause Mirjams, der Witwe Zadoks, einer alten Israelitin. Das Haus und ihr Sohn Affer ist ihr einzig geblieben. Es liegt frei und schön, und die Luft soll dort die beste sein. Vom Meer her kommt die leichteste Brise an und durchweht die hohen Bogenhallen des Hauses. Darum hat ein Arzt Mirjam vermocht, das ganze Haus für Kranke einzurichten. Affer hilft ihr treulich und trägt die Leidenden hinaus unters Zelt oder auf den Söller am Abend, holt das Wasser auf weitem Wege; er ist ein treuer Sohn, wie ich ihrer wenige gesehen. Freilich, es giebt Arbeit genug, denn die braunen Hände der Mirjam sind faltig und dürr und können nicht viel mehr thun, als die Kissen zurechtlegen und den Kaffee kochen. Ihr Haus ist sehr ge-

sucht und immer voll, denn ihre Linnen sind wie der weiß gefallene Schnee und das Haus ist im Winter warm und im Sommer kühl, weil es so dicke Wände hat. Da habe ich schon manch bleiches Menschenkind, das mit den kleinen roten Rosen auf den Wangen ankam, den Winter durch leiden und kämpfen sehen. Und ihrer etliche sind wieder genesen und fröhlich heimgezogen in die Arme der Thren. Aber über ihrer noch viel mehr ist unsere heiße Sonne untergegangen und hat auf ihr Grab geschienen. — Von einem will ich zuerst Euch sagen, den hatte ich herzlich lieb. Meine Eltern sahen ihn schon als Kind fern im Norden im Pfarrhaus am Ostseestrande munter spielen. Unter allen Kindern des Pfarrherrn war keines wie dieser. Der große Kopf mit dem blonden Flachshaare, die weiten lichtblauen Augen fielen jedem auf. Aber er hatte einen harten Sinn und niemand konnte ihn sänstigen, wenn er in Wut war, als nur seine stille fromme Mutter. Wenn sie ihn rief und die Hand ihm aufs Haupt legte, wurde er still und die wogende Brust ruhig. Er zog hinaus auf die Hochschule aus dem stillen Pfarrhause. Hoch aufgeschossen wie König Saul kam er als Jüngling einher und war der Schrecken aller, die mit ihm anbanden. Denn er hatte einen starken Arm, und wo er zuhieb, wuchs kein Gras mehr. Aber es war unruhige böse Zeit damals, und in den Köpfen der jungen Leute brannte es von allerlei Feuern. In seinem Herzen riß es hin und her voll Kampf und Widerspruch. Bald saß er

ein halb Jahr im Kollegium bei den Gottesgelehrten, dann wieder das andere bei den Rechtsgelehrten, dann tauschte er wieder, zuletzt blieb er bei den Rechtsgelehrten. Er war des Wortes mächtig wie wenige und konnte ebenso gut für als gegen eine Sache sprechen, je nachdem er Widerspruch fand. Der einzige friedliche Punkt im Herzen war die Erinnerung an seine Mutter. „Wann wird dies wilde, ungestüme Herz sich zum Frieden geben?“ — so hatte sie ihn einst gefragt, als sie, schon krank, ihn nochmals zu sich rief. Lange hielt er ihre heiße Hand in der seinen. Dann sagte er mit fester Stimme: „Auf dem Totenbette ergeb' ich mich.“ — Die Mutter starb im großen Frieden und die Hoffnung nahm sie mit hinüber. Aber ihn trieb's wieder hinaus in den Kampf. Wo Unrecht und Gemeinheit, da hatte er die Waffen geschliffen. Tief im Walde in einem Städtlein ward er Richter und wohnte im alten Gerichtshause, wo unten, im Gelasse aus alter Zeit, die Folterkammern mit ihren Marterwerkzeugen waren. Ganz allein hauste er drin, denn niemand wollte dort wohnen. In seiner Stube hingen die alten Mützen und dreifarbigigen Bänder aus der Burschenzeit, und neben einander auf den Sims standen friedlich Bibel und Corpus juris mit ihrem Anhang. Er sprach Recht nach bestem Gewissen und nahm sich aller Armen an. Oft und viel ging er nachts in den Wald allein. Des Sonntags wanderte er mit seinem großen, silberbeschlagenen Gesangbuch unter dem Arm, das er von seiner Mutter bekommen,

in die Kirche; aber seine Gedanken machten selbst eine Predigt nach seinem Sinn zurecht, und er dachte immer, was er wohl predigen würde, wenn er der Pfarrer wäre. Da ward er aus seiner Waldstille an einen höheren Posten gerufen. Aber eine andere Hand hatte sich bereits an ihn gelegt. In jenem alten Gebäude war's feucht, und das Fieber verließ ihn des Winters nicht. Kein liebendes Auge hatte mehr auf ihn acht, seitdem die Mutteraugen sich für ihn geschlossen, und gegen jede zarte Liebe hatte er sein Herz fest gepanzert. So schlich die Krankheit hinauf, still und langsam wie ein schädlich Insekt an dem starken Eichbaum in die Krone steigt. Die Ärzte trieben ihn fort mit großer Eile, und er raffte die letzte Kraft zusammen und fuhr auf dem adriatischen Meer hinüber nach Kairo. Im wilden Sturme, in den das Schiff geriet, stand er hochaufgerichtet mit flatterndem Haare am Bug des Schiffes und schaute fest in die schwarzen Wogen hinab, wie in Jünglingstagen, wenn er in großen, wogenden Versammlungen sprach. Er kam zu uns im November, und Mirjam bettete ihn hoch oben, wo man von fern die Pyramiden sieht. Da schaute er oft hinaus und wäre so gern hinauf gestiegen, die endlose, heiße Wüste zu sehen. Lang wehrte sich das gesunde Herz gegen den Tod. Kein Wort der Klage kam über seine Lippen. Alle liebten ihn, die ihn besuchten, und Affer wäre für ihn durchs Feuer gegangen. An seinem Bette saß oft der treue Arzt und eine Krankenschwester, die seine

selige Mutter noch gekannt und manches ihrer Lieder ihm vorlas. Er ward zusehends stiller, und als er sanft entschlafen, stand auf der hohen, freien Stirne das letzte Wort aus seinem Munde: „Mutter, ich habe mich ergeben.“ Die Freunde, die er in den wenigen Monaten gefunden, geleiteten das edle Herz zu Grabe, und Affer geht niemals auf den Kirchhof, ohne nach der Palme zu schauen, die er auf sein Grab gepflanzt. „Er war wie eine einsame Palme auf steinigtem Fels und wie eine starke Ceder auf Libanon“ — sagt er leise für sich hin. —

Das war der eine. Aber ich erinnere mich noch eines jungen Paares. Sie waren noch nicht lange in ihrer nordischen Heimat getraut worden. Bald darauf fing die junge Frau zu fiebern an; sie hatte in ihrer Brautzeit nicht viel des Hustens geachtet, der sie damals schon plagte. Sie kamen eilig hierher. Ach, die Signora (so nennt Mirjam alle Frauen) mußte einst schön und liebrend gewesen sein. Das sah man ihren großen blauen Augen und feinen Zügen an. Ihr junger Gatte trug sie täglich auf seinen Armen auf den Söller und unter die Palme, und sie schaute ihm dafür so dankbar lächelnd ins Auge. Wiewohl ihm schier das Herz brach, die Arme brachen ihm nicht. Es war ein böser Winter damals, es fiel so tiefer Schnee und war so bitterkalt, daß es uns im Neste fror wie in einer bösen Juninacht in Deutschland. Da konnte die kranke Blume nicht genesen, und Mirjam schüttelte oft ihren alten Kopf

und sagte: „Das nimmt kein gutes Ende mit Signora.“ Die junge Frau aber fühlte es am besten selbst, wie's mit ihr stand. Wenn sie so auf dem Söller lag, schaute sie hinaus, dorthin wo Mirjam ihr gesagt, daß das gelobte Land liege, dahin Israel einst durch die Wüste gezogen.

Wohl tauchte ihr im Herzen dann und wann ein Lied herauf, das sie einst von ihrem Bruder, der auch in der Blüte seiner Jahre gewelkt war, gehört:

Soll ich dich denn nun verlassen,
Erde, heitres Vaterhaus?
Herzlich Lieben, mutig Hassen,
Ist denn alles, alles aus?

Vor dem Fenster durch die Linden
Spielt es mir wie linder Gruß;
Lüfte wollt ihr mir verkünden,
Daß ich bald hinunter muß?

Liebe, ferne, blaue Hügel,
Stiller Fluß im Thalesgrün,
Ach, wie oft wünscht' ich mir Flügel,
Über euch hinweg zu ziehn!

Da sich jetzt die Flügel dehnen,
Schar' ich in mich selbst zurück,
Und ein unbeschreiblich Sehnen
Zieht mich zu der Welt zurück.

Aber das waren doch nur Stunden und Augenblicke; denn zumeist las sie in einem Büchlein mit Goldschnitt und ich hörte die Worte. Von Jerusalem handelte das

Lied, von Träumen und Lachen, vom Säen mit Thränen und Ernten mit Freuden. Da wurde sie wieder ganz still. So war sie's auch, als ihr Gatte, Asser und Mirjam sie hinunter trugen aufs Schiff, damit sie noch die Heimat sähe. Aber sie hat sie nicht mehr erreicht. Unterwegs wollte ihr schon die Seele ausgehen, aber der starke Geist band sie noch. „Wie Gott will, Du Geliebter,“ sagte sie. „Ihm hab ich mich ergeben.“ — Als ich hierher flog, sah ich ihr Grab in Rom, dort, wo an der Cestius-Pyramide die Ketzer begraben sind.“

Es war schon Abend geworden. Die Sonne sandte ihre letzten Strahlen über die Versammlung hin, und der Nebel begann aus den Wiesen leicht zu steigen. Der Präsident sprach drum: „Ich danke Euch für Eure Mitteilungen, lieben Freunde. Ihr seht, wie in der Menschen Wohnungen Freud' und Leid unter einem Dache wohnen. Von innen siehts oft ganz anders aus als von außen. Täusche sich keiner unter uns. Wir alle bauen unsere Nester hoch, keines auf die Erde; über uns der Himmel, unter uns in der Tiefe die Erde. Wir schauen hinab und hinauf, das ist der rechte Blick! Wir nehmen von der Erde was wir brauchen; aber der Himmel deckt uns von oben Tag und Nacht. Vergesst nicht, daß Ihr zwei Welten angehört. Auch den Menschen ist die Ahnung ins Herz gelegt und eine tiefe Sehnsucht nach einem Lande, da kein Winter ist und warme Sonne sie umfängt. Aber sie wissen nicht, wie wir doch, ihre Zeit. In ihren heiligen Schriften

steht das Wort über sie und uns: „Der Storch kennt seine Zeit, aber Israel mein Gebot nicht“ — und der Winter überrascht sie unversehends. Vergesse es keiner unter uns, und wo einer matt und schwach, da trage nach altem Storchrecht der Starke den Schwachen auf seinen Flügeln weiter. — Und nun eilt zu Nest und zu Haus und grüßt die Menschenkinder, die Frohen und Kranken.“ Langsam erhob sich die Versammlung, unbehilflich hüpfen sie eine Weile über die Wiese hin, dann aber gings im mächtigen, graziösen Flügelschlage hoch und pfeilschnell durch die Luft. Lange sah ich ihnen nach. Den gerichteten toten Storch schleppte ich in eine Grube und deckte ihn mit Steinen und Schilf zu und hatte dabei so meine Gedanken.

Du aber, geneigter Leser! Was würde von Deinem Hause auf solcher Konferenz erzählt werden?

Christentum und Humor.

„Mißverständnisse kommen gemeiniglich daher, daß man einander nicht versteht,“ sagte der alte Claudius, und wenige werden sein, die ihm Unrecht geben. Durch ein solches Mißverständniß ist auch der Verfasser zu dem obigen Thema gekommen. Ich hatte einmal in einem Vortrage „über volkstümliche Beredsamkeit“ gesagt, ihr dürft auch der „Humor“ nicht fehlen. Das haben nun etliche Leute falsch verstanden und sind mir gram geworden. „Was soll der Humor bei einer so ernsten und heiligen Sache wie der Predigt? Am Ende ist auch noch Lachen erlaubt in der Kirche!“ und was dergleichen Worte mehr waren. Da hatte ich nun Zeit zum Nachdenken über das, was ich in aller Unschuld angerichtet, und kam darauf, daß die Leute entweder einen anderen Begriff vom Christentum oder vom Humor haben müßten als ich, und vielleicht namentlich den letzteren nur aus dem „Humor in der Westentasche“ und anderen Leistungen kennen und darum als einen verdächtigen Gesellen anschauten. Als ich so zwischen drin zwei Jahre der Sache nachgedacht, ob am Ende der Humor sich nicht bloß

nicht mit der Predigt, sondern überhaupt mit dem Christentum und seinem Ernste nicht vertrage, fiel mir ein köstliches Schriftchen in die Hände, das Wasser auf meine Mühle war. Geschrieben war's von einem der bedeutendsten, ernstesten und geistvollsten Geistlichen, der noch obendrein Superintendent und Konsistorialrat ist, und das den Titel führt: „Humor und Christentum mit besonderer Beziehung auf den Katholizismus und deutschen Protestantismus.“ Da war alles darin, was ich suchte. Danach hielt ein reißiger „Hauptpastor“ im hohen Norden einen Vortrag: „Der Humor im Lichte des Evangeliums,“ in welchem auch allerhand Wissenswertes enthalten war. Da dachte ich, unter dem Schutze eines Superintendenten, Konsistorialrats und Hauptpastors darfst du auch wagen, einmal das zu sagen, was du in acht Jahren darüber gedacht, und das dazu nehmen, was diese beiden dazu gedacht, und hielt so den Vortrag über das Thema. Ich glaube, ihrer etliche habe ich ausgesöhnt mit dem Humor, andere nicht. Denn wenn man über Humor spricht, so muß nicht bloß der Vortragende ihn wenigstens schwarz auf weiß mitbringen, sondern auch der verehrliche Zuhörer wenigstens ein Quentlein davon haben. Sonst kommen wieder die „Mißverständnisse.“ Sollte dergleichen auch dem geneigten Leser passiert sein und ihm dies Stücklein Aussteuer in seinem Geisteshaushalt fehlen, so muß er freilich zur Strafe für dieses Manko seines inneren Menschen diesen Aufsatz mit in den Kauf nehmen oder

kann sich bei dem „Herausgeber“ das Geld „herausgeben“ lassen, wenn der's thut. Vielleicht wird sich der aber auch mit dem „Mißverständnis“ entschuldigen und sagen: wenn er gewußt hätte, was da alles drin stünde, würde er ihn auch nicht genommen haben.“ Auf gut Glück denn, geneigter Leser, vielleicht gewinne ich doch an Dir einen guten Freund und auch Du sollst keinen Schaden an mir haben.

Von zwei völlig entgegengesetzten Seiten wird der Humor als unverträglich mit dem Christentum bekämpft. Einmal von Seiten einer gläubigen, im Evangelium gegründeten Anschauung. Hier wird geltend gemacht, daß nirgendwo in der Schrift eine Stelle sich finden lasse, die dem Humor einen Berechtigungschein ausstelle, daß vielmehr das schneidige Wort Pauli an die Epheser von „Scherz und Narreteidungen, welche Euch nicht ziemen,“ auch den Humor treffe. Gerade weil die damalige Welt in ihrer sublimsten Gestalt: in Wit, Scherz und Satire ihr Wesen trieb und um so bestrickender wirkte, als dieses „Fleisch“ unter der Flagge des „Geistes“ segelte, und hier am allerfeinsten und liebenswürdigsten seine Weltverachtung, Lieblosigkeit, seine Abneigung und Abstumpfung gegen jeden sittlichen Ernst und Zucht verdecken konnte, mußte ein Christ um so mehr auch jeden Schein des Bösen, jeden Anklang an eine solche Denkart vermeiden. Die antike Welt, das alte Heidentum, war ja am Bankrott angekommen, machte sich lustig über seine Götterwelt, ja über seinen eigenen Verfall. Pilatus, dieser Schutz-

patron aller Skeptiker, für den es nur eine Wahrheit noch giebt, nämlich die, daß es keine giebt, ist so recht ein Bild dieses heidnischen Galgenhumors. Sollte da nun ein Christ, als Kind eines heiligen und gnädigen Vaters, als Schüler einer ewigen Wahrheit, als Genosse eines unbeweglichen Reiches sich dieser zerfallenden Welt und ihrer Anschauungsweise gleichstellen, wenn auch nur durch den Anklang an eine Redeweise, die einem hoffnungslosen Geschlechte eigen gewesen? Zu dem allen kommt aber doch noch, daß Christus, das neugeschenkte Urbild, der Typus der neuen Menschheit, wiewohl uns in allem gleich geworden und völlig als ein Mensch erfunden, nach der Seite des Humors hin durchaus keine Seite biete, aus der ein Jünger Christi sich auf den Meister berufen könne. Ebenjowenig sei in den Schriften der Apostel irgend eine Spur von Humor, wohl aber nur der einschneidendste Ernst zu finden. Soviel die einen.

Dagegen sprechen nun auch die entschiedensten Gegner des Christentums demselben die Berechtigung und Befähigung zum Humor gänzlich ab. Wie die „schöne Götterwelt, um den einen zu bereichern,“ untergegangen sei und mit ihr auch alles, was zu Kunst und ästhetischem Genuß gehöre, so sei eben mit dem Christentum die Religion der Weltentsagung und Weltflucht gekommen. Mit seinem Kreuze als dem Symbol des Glaubens sei auch das Todesurteil über alles Schöne in der Welt gesprochen, und vor dem trübseligen Ernst desselben müsse auch der Humor, der doch ein Kind des ästhetischen

Geistes und Pfleger eines heitern Genusses sei, schweigen. Der Humor, dies heitere Kind, entspreche nicht dem Wesen des Christentums. Man lasse daher der Welt auch ihr Weltkind und schreibe seine traurigen, erbaulichen Traktätchen. So die andern.

Wir würden uns von vornherein jeden Humor verderben, wollten wir auf diese Einwürfe einzeln eingehen; ich hoffe vielmehr, daß alles Folgende in diesen Blättern eine Widerlegung dieser Anschauung sein und es mir gelingen wird, dem geneigten Leser zu zeigen, daß der Humor im Christentum nicht bloß berechtigt ist, sondern auch im Christentum und durch das Christentum erst ganz zu seiner wahren Entfaltung komme. —

Wie manchemal jemand recht Anständiges durch seine Verwandtschaft und chère famille auf die unschuldigste Weise in bösen Geruch und Verdacht kommen kann, so ist's dem Humor auch ergangen. Er hat Vettern verdächtiger Natur, mit denen er mehr oder minder nahe verwandt ist, die aber mit seinem eigentlichen Sein nichts zu thun haben. Schon daß man den Humor bloß in die Ästhetik, also in den Bereich der Kunst, losgelöst vom ganzen sittlichen Menschen, verwiesen, ist ein Unrecht, das ihm geschehen. Er gehört nur zum Teil in die Ästhetik, zum größern aber in die Ethik; nicht bloß in die Literaturgeschichte, sondern vielmehr in die Kulturgeschichte. Daß man ihn aber da in diesem Kunstmuseum noch in den Winkel gestellt, wo das „Komische“ der Reihe nach aufgestapelt ist, vielleicht mit der Inschrift

des Panoptikums versehen: „Nervenschwachen Personen nicht anzuraten“ oder „nur für Erwachsene,“ ihn zusammenwirft mit Kalauer, Spott, Scherz, Witz, Satire und Ironie, ist vollends ein Verbrechen.

Gewiß, es fehlt dem Humor nicht der Witz, der das Lächerliche in Personen und Dingen herausfindet und aufdeckt, in Gleichheit und Ungleichheit, in Ähnlichkeit und Verschiedenheit der Beziehungen, und dann vielleicht am meisten nicht, wo es gilt, einem die hohen Stelzen unter den Beinen wegzuschlagen und ihn auf den ehrlichen deutschen Boden zu setzen; es fehlt ihm nicht an der heiteren Laune, die einen verfehlten tragischen Ernst in Lachen auflöst, noch an der Ironie, die dem Menschen sein eigenes verzerrtes Bild wie in den großen Glaskugeln unserer Gärten schauen läßt — aber diese alle sind doch nicht der Humor, er braucht sie bloß; sie sind Gefellen, denen er zeitweilig winkt, denen er souverän gebietet, die er in Zucht und Ordnung hält.

Der Humor will eben nicht wie der bloße Witz blitzartig erhellen, sondern wärmend erleuchten, nicht wie die heitere Laune als ein Erzeugnis einer harmlosen Stimmung, „wie ein bunter Schmetterling über Auen und Abgründe hinflattern und die tiefen Schäden mit Schönheitspflastern und Rosenwasser heilen,“ sondern feines Zieles wohl bewußt, wie ein Wanderer die Höhen und Tiefen des Lebens durchpilgern, der sich den Schweiß auf der Höhe von der Stirn wischt, und dem in der Tiefe schaudert, um für beide die goldene Brücke zu

bauen. Er will mit Ironie und Satire den Menschen nicht verderben (dazu sind ihm die Menschen zu lieb), wohl aber mit ihrer Sonde in die Wunde dringen, um sie gründlich zu heilen, soweit er es vermag. In Summa: „Wo der bloße kalte Witz seine verpuffenden Raketen wirft, wo die bloße Laune wetterleuchtet, die bloße Satire ihre Pechkränze und die bloße Ironie ihre Brandsackeln schleudert — da führt der Humor seine glänzende Sonne herauf und ihr gegenüber den zuckenden Blitz, und zwischen beiden erscheint der siebenfarbige Regenbogen, die Erde mit dem Himmel verbindend.“ So scheint die Sonne des Humors hinein in die von Regenschauern getränkte Erde, und jedes Gräslein blinkt in aufatmender Wonne.

So bedient sich wohl der Humor aller dieser Mittel, aber er steht über ihnen, er braucht sie zum Teil auch als eine Rute, die aber ins Feuer wandert, wenn das Kind gebeffert ist.

Sollte aber jemand diese Mittel für anstößig halten? Hören wir denn nicht aus dem Worte Gottes ähnliches herausklingen? Wenn das ohnmächtige Menschenkind auf Erden seine Pläne gegen den Himmel schmiedet, sich selbstbewußt brüstet mit der ihm doch nur geborgten Macht, wenn die Art sich rühmt gegen den, der sie führt — hören wir nicht das Donnerwort heiliger Ironie: „Aber der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer?“ Psalm 2. So erzählt Hamann, der Magus aus Norden, daß ihm in der Jugend schon der Vers einen tiefen bleibenden Eindruck gemacht, den er gelernt:

Wie mag der Schöpfer nicht in seiner Allmacht
lachen,
Wenn sich das Nichts zu was, und Jhu zu
nichts will machen!

Wenn ein Elias, der Prophet des Herrn, allein auf dem Berge mitten Karmel unter der erdrückenden Majorität der Baalspfaffen stehend, der Realität seines Gottes ebenso gewiß als der Nichtigkeit und Jämmerlichkeit ihres Baals — ihnen zuruft: „Rufet lauter, denn er ist ein Gott, er dichtet, oder hat zu schaffen, oder ist über Feld, oder schläft vielleicht, daß er aufwache,“ ist das nicht heiligste Ironie, schneidendster Spott? Empfehlen nicht die Sprüche Salomos, dem Narren nach seiner Narrheit zu antworten? Wenn der Prediger Salomo die Nichtigkeit der Welt geißelt und was sich irgendwie groß und beständig dünkt, in langer Reihe vorführt, um sein: „Alles ist eitel“ darüber hinzuhauchen, wenn er in lieblichem Rätselwort von Jugend und Alter spricht, von „weißen Müllern, die müßig stehen“ (den Zähnen), von der „beladenen Heuschrecke“ (den Knieen) u. s. w., um dann mit dem Worte zu schließen: „Der Mensch muß wieder zur Erde werden, wovon er genommen, der Geist aber zu Gott, der ihn gegeben hat“ — wer sieht hier nicht den milden Sonnenstrahl, der in die Nebel der Vergänglichkeit tröstend über die verwelkte schöne Jugend fällt?

Sieht nicht die Schrift überhaupt die Sünde der Menschen ebenso sehr als Thorheit, denn als Frevel an, und sagt nicht der Psalm: „Die Thoren sprechen

in ihrem Herzen, es ist kein Gott?“ (Psalm 14). Wenn der Heiland den Sorgenkindern den Text liest, wie thut er es? Er stellt dem Männlein, das sich um seine Größe bekümmert und trotz all der hohen Absätze nichts erreicht, die Frage: „Wer ist, der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, ob er gleich darum sorget?“ läßt die zwitschernden Vögel auf den Zweigen, deren keiner sich eine graue Feder ansorgt, und die sprossenden Lilien auf dem Felde, die alle salomonischen Kleidermacher aus dem Felde schlagen, über den Text predigen: Sorget nicht! Giebt er nicht in seiner humoristischen Weise den um die Plätze streitenden Pharisäern den guten Rat: „Wenn Du geladen wirst zum Mahle, so setze Dich unten an, damit nicht ein Vornehmerer komme denn Du bist und Du nach unten gewiesen wirst.“ Wie fein zeigt doch der Herr hier den Hochmut als Thorheit, der höchstens die Chance habe, gründlich abgeführt zu werden, während die Demut als größte Weisheit avanciere! Oder wenn er den Leuten, die ihm verbieten wollen, den Wasser-süchtigen am Sabbath zu heilen, ihren Pharisäers-Ochsen und -Esel vorhält, den sie doch herausziehen am heiligen Tage, ihnen bedeutend, daß was sie aus Egoismus dem Vieh thun, er doch aus Liebe thun dürfe an dem ins Wasser gefallenen Menschen, — hier liegt doch unverkennbar die feinste Ironie.

Braucht nicht Paulus dieses schneidige Schwert gegen seine Korinther? „Wir sind Narren, Ihr seid klug; wir schwach, Ihr stark; Ihr herrlich, wir verachtet“ —

und wieder: „Ich will mich auch rühmen. Ihr ver-
traget ja gern Narren, die Ihr selbst klug seid. Ihr
vertragt es, so jemand Euch schindet und ins Angesicht
streichet.“ Nimmt er nicht das Scherzwort des Epime-
nides über die Kreter auf (Tit. 1, 12): „die Kreter sind
immer Lügner, böse Tiere und faule Bäume?“ Und
das alles doch auf dem Hintergrunde des heiligsten,
tiefsten Ernstes?

Ja ich möchte sagen: geht nicht auch durch die
Natur solch ein stiller Humor, der in so manchen wunder-
lichen Geschöpfen spielt? Ich will vom Affengeschlecht
absehen, das doch nicht das Urbild, sondern die Karikatur
des Menschen ist — aber wer kann einen Storch an-
sehen in seiner Gravität, sich beschaulich wiegend auf
einem Bein, ohne das echte Bild eines Philosophen zu
erblicken? Wer hat nicht manchen Fischkopf gesehen mit
solch wunderbaren Zügen, daß ein Beschauer wohl recht
hatte, über dem tief herabgezogenen Maul eines Fisches
zu sagen: „Das ist ein vollendeter Pessimist. Lebte der
nicht ohnehin im Wasser, er würde sich unfehlbar hinein-
stürzen.“ Hat nicht laut des 104. Psalms der Herr
Walffische gemacht im Meere, „daß sie darin scherzen?“
Und doch steht hinter diesem kleinen Lustspiel das ge-
waltige Epos der Schöpfung mit der Anfangstrophe:
„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste
verkündigen Seiner Hände Werk!“ An einer großen
Orgel findet sich wohl auch der Zimbelstern, die pfei-
fenden Vögel und der Fuchschwanz und allerhand son-

stiges Spielwerk, und doch thut's dem gewaltigen Instrument keinen Eintrag — so ist's im großen Organon der Schöpfung auch.

Es sind also Scherz, Laune, Ironie u. nicht an sich verwerflich, es fragt sich nur, in wessen Dienst sie stehen, ob sie da in Zucht und Liebe gehalten sind. Jener „Scherz und Narreteiding,“ von dem der Apostel redet, war ja gerade zuchtlos, vergriff sich am Heiligen, war zweideutig und locker, war sanktioniert durch den frivolen Götterkultus der Diana; mit alledem hat der Humor nichts zu thun, so wenig wie ein ehrenfester Ritter mit Gassenbuben, die ehrlichen Leuten Fenster einschmeißen.

Nun wird aber der geneigte Leser ungeduldig und sagt: ja das ist alles ganz gut und recht, aber was ist denn eigentlich Humor? Dafür haben wir doch auch unser Geld bezahlt, daß uns das gesagt wird. Je nun, ich weiß, daß der Mensch und namentlich der deutsche Mensch grausamlich auf Begriffe aus ist. Wenn er den Begriff nicht hat, meint er auch die Sache nicht zu haben. Aber das ist so eine Sache mit dem Begriff. Denn gerade vielleicht das Beste läßt sich eben nicht in Begriffe fassen, ist aber deswegen doch da. Oder wer will denn mit kurzem Wort sagen, was „Gott“ — oder was Leben, Liebe sei? Wir hören alle den heiligen Klang, fühlen's auch bis ins Innerste hinein, aber sagen — das ist eben doch was anderes; denn dann ist's meistens das gar nicht mehr, was wir eben

in der Hand hatten. Zum Exempel sagt der Apostel auch nicht 1. Korinther am 13. (vielleicht das Leibkapitel des geneigten Lesers), was „Liebe“ sei, wohl aber, was sie thut und nicht thut, was sie schafft, übertrifft, überwindet, überdauert, aber kein Wörtlein von einem Begriff. Gerade deshalb aber ist die Sache „über alle Begriffe schön,“ weil kein Begriff gegeben ist. Aber ich will dem Leser den Willen thun und ihm mal so ein paar Sachen hersetzen von dem, was geschicktere Leute als der Verfasser vom Humor gesagt haben. Da sagt z. B. einer: „Der Humor ist — ein auf das Unendliche angewandtes Endliche“ oder: „das umgekehrte Erhabene,“ oder: „diejenige Modifikation des Schönen, welche einerseits die Idee der subjektiven, andererseits die Idee der absoluten Vollkommenheit zur Präsenz bringt.“ Dabei fällt mir so unversehens jener Bauernkirchenvorstand ein, der abends seinem gelehrten Herrn Pfarrer Vortrag hielt, und am Schluß desselben ihn treuherzig fragte: „Verstannen (verstanden), Herr Pfarrer?“ und ich möchte den geneigten Leser auch so nach diesem Wort unterbrechen. Noch etwas klarer erscheint folgendes:

„Der Humor ist die flüssigste Idealität, welche die Wirklichkeit reinigt und jedes Wölkchen, das sie trübt, leicht und sicher wegspült — er ist das Weltbewußtsein der unendlichen Schönheit. Er ist das Weltssystem des Schönen; nicht mehr das Selbstbewußtsein, sondern der Geist; nicht mehr der Verstand, sondern

die Vernunft, nicht mehr der Begriff oder Gegenstand, sondern die Idee selbst.“ — „Verstannen, Herr Pfarrer?“ Wieder ein anderer sagt: „Der Humor ist die Kraft der Selbstbefreiung und Selbstverachtung, weil er in der verlachten Welt sich selbst mit einschließt, und dadurch, daß er über sie scherzen kann, sich selbst über die Endlichkeit erhebt.“ — Ein anderer geht der Sache nicht übel auf den Grund, und packt den Humor einmal bei seinem Namen an und zeigt, was alles im Laufe der Jahre aus dem Gesellen geworden ist, und giebt so ein Stück Naturgeschichte dieses proteusartigen Wesens. Ich will's darum dem Leser nicht vorenthalten.

„Die Worte haben ihre Schicksale, so gut wie Menschen, Staaten, Bücher und andere Dinge, die auf dem Strome der Zeit dahintreiben. Sie sind oft da, wie Kaspar Hauser oder Pallas Athene — man weiß nicht, woher sie gekommen sind. Sie sind eine Zeitlang en vogue, werden vom Strudel in die Tiefe gerissen, tauchen wieder auf, aber unter anderen Gestalten und mit anderer Bedeutung; machen sich auch nach dieser Metamorphose geltend und dominieren eine Zeitlang, bis sie aufs neue von der ewig hungrigen Zeit verschlungen werden. So kann auch das Wort „Humor“ von seinen Schicksalen reden. Worte, sagt man, sind die Kleider der Begriffe. Der trägt gewöhnlich ein Kleid nicht bis zu Ende, der es sich hat anmessen lassen. Der Vater vererbt es auf den Sohn, der ältere Bruder auf den jüngeren; vom Herrn kommt es auf

den Bedienten, vom Reichen an den Bettler. Es wird mit der Zeit immer fahler, abgetragener, zerrissener oder geflickter und je nachdem es einen korpulenteren oder schwächeren Inhalt erhält, enger oder weiter. Zuletzt will sich gar kein Inhalt mehr hineinbequemen und das Kleid fällt in Lumpen auseinander. Nicht so mit dem Worte Humor. Zuerst bedeutet es nichts weiter als Feuchtigkeit, Flüssigkeit schlechthin; dann wird es von den englischen Humoralpathologen wenigstens zur Flüssigkeit des Mikrokosmos erhoben, und alsbald fängt man an, auch einen Geist darin zu verspüren, wenn zunächst auch nur das von dem mehr oder weniger flüssigen Zustande dieser Flüssigkeit abhängige Temperament mit seinen englischen Grillen und Schrullen. Damit war der Stoff zur Verarbeitung fertig. Es dauert auch nicht lange, so finden wir den Humor als Wams einer fast gemeinen, aber rührigen Lustigkeit, die sich „mit wenig Witz und viel Behagen“ am liebsten in Schenkstuben, Tabernen und Feldlagern umtreibt; von dieser nahm ihn der selbstbewußte Witz und die vornehme behäbige Laune als Sonntags- und Reisekleid an; weiterhin mußte er einer mit sich selbst Verstecken spielenden Mystik als Maskenanzug dienen; dann hing ihn sich der moderne Weltchmerz als Karbonari um, dem er trotz seiner Zerrissenheit ein gar stattliches Aussehen gab, und jetzt gilt er für nichts Geringeres, als für den leider abhanden gekommenen Philosophenmantel, der trotz seiner Fadenscheinigkeit besser als alles vor Wind und Wetter

und allen Schikanen des Lebens schützt und in welchem sich jeder, der ihn trägt, inmitten all der tausend Widersprüche und Wehen der Welt als frei und leicht darüber schwebender Gott empfindet. So hat der Humor eine immer tiefere Bedeutung, einen immer gehaltvolleren Begriff erhalten; und jetzt namentlich, wo er verloren gegangen, sehen die Dichter in ihm Fausts wunderwirkenden Zaubermantel, den man nur auszubreiten braucht, um von ihm wie vom Musenroß durch die Lüfte getragen zu werden, und sie würden, um in ihm sich als Götter fühlen zu können, selbst ein Paktum mit dem Mephistopheles nicht scheuen.“

So weit denn die Philosophen. Da ich seinerzeit aber es versäumt, mir den philosophischen Doktorhut und Mantel zu verschaffen, so wird mir's nicht besser gehen als diesen Herren, denen diese Flüssigkeit — denn das ist eben der Humor — in demselben Augenblick unter den Händen verdunstet, wo sie ihn in die Retorte des Begriffs bringen wollen.

Der Humor ruht zunächst auf einer Naturgabe des gütigen Schöpfers, so gut wie jede andere künstlerische Anlage, sei's Poesie, Kunst oder Musik. Entweder haben wir sie als Empfänglichkeit oder als Bethätigung, entweder sind wir selbst schaffende oder genießende Künstler, und so auch schaffende oder genießende Humoristen. Wie aber einem Künstlerauge Form und Farbe der Dinge plastisch entgegentreten und in solcher Stärke sich spiegeln, daß er nicht anders kann, als sie

wiedergeben, einem Musiker sich die Welt der Töne von außen und innen erschließt und den wahren Dichter der Besitz jenes Zauberwortes macht „das Lied, das in allen Dingen schläft,“ zum Klingen zu bringen und diese gottbegnadigten Menschen sehen, hören und empfinden in einer Stärke nicht wie andere gewöhnliche Menschenkinder, so ist auch der schaffende Humor als Naturanlage jene Disposition des Gemütes, in welchem die größten Gegensätze sich finden und empfunden werden, aber zugleich in einem Höhern sich auflösen. Der Humor ist jene unerklärliche „Feuchtigkeit,“ die die Dinge in ihrem Bestande auflöst, um zu zeigen, wie alles nur im Flusse begriffen sei. Er ist jenes scharfe Geistesauge, das sieht, wie Großes und Kleines, Erhabenes und Triviales, Tiefes und Oberflächliches, Rührendes und Lächerliches nicht bloß nah an einander grenzen, sondern beständig in einander übergehen. Der Humor entdeckt im Kleinlichsten etwas Großes, im Komischsten etwas Erhabenes; aber ebenso im Größten etwas Kleinliches, im Erhabensten etwas Komisches, im Lächerlichen etwas Tragisches und im Tragischen etwas Lächerliches. Treffend bezeichnet darum das nächste Kennzeichen des Humors, als Naturgabe und Feengeschenk in die Wiege eines Kindleins, jene alte deutsche Sage über den Humor. „Freude und Schmerz,“ so berichtet sie, „trafen ohne einander zu kennen in einer dunklen Nacht im Walde zusammen. Eins fand am andern gerade das, was ihm fehlte. Ohne sich näher

kennen zu lernen, verheirateten sie sich (wie das ja heute noch zuweilen geschieht). Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der mit dem einen Auge lachte und mit dem andern weinte. Der Vater war über diesen zweifelhaften Sohn sehr betrübt und nannte ihn einen Wechselbalg, die Mutter aber liebte ihn und nannte ihn um seines beständigen wechselnden und fließenden Gesichtsausdruckes willen „Humor,“ zog ihm ein Priesterkleid an und schickte ihn fort, daß er jene beiden Welten kopuliere, aus denen die ungleichen Eltern stammten.“ Damit stimmt, was Frau von Staël sagt, wenn sie den Humor „la tristesse dans la gaieté“ oder Heinrich Laube ihn den Kuß nennt, den Freude und Schmerz sich geben — die lachende Thräne in den Augen der Andromache oder Jean Paul: ein unter Thränen lachendes Kind.

Aber gerade eines solchen Kindes und „Weltpriesters“ bedürfen wir als Menschen. Gott giebt keine seiner Gaben, die nicht einem Bedürfnis des Menschen entgegenkäme und entspräche, darum sagt mein hochverehrter sächsischer Anwalt des Humors so richtig und schön: „Der furchtbare Ernst des Lebens, seine Tragik, verlangt ein Gegengewicht, und nur fischblütige, zu Schatten und Schemen verwandelte Naturen können sich über dies Bedürfnis hinaufschrauben. Kein gesund angelegter, warm und lebendig fühlender Mensch kann sich dem gegenüber auf der kalten Höhe des reinen Denkens oder auf dem hohen Kothurn des tragischen Pathos be-

wegen oder auf die Länge der Zeit im Schatten tiefer Melancholie wandeln. Keiner hat dies Naturbedürfnis so tief verstanden und befriedigt wie der große Britte, Shakespeare. Mitten in dem tiefsten Ernst, der Mark und Bein durchschauert, mitten in den tragischsten Szenen, wo wir hinabstarren in die dämonischen Abgrundstiefen des Menschenherzens, bricht mit elementarer Gewalt der Humor hervor, bald wie ein frischer Trunk die heiße Brust kühlend, daß wir wieder aufatmen, oder wie ein Stück blauer Himmel in dunkler Nacht, der uns im Gewande des Scherzes den Blick aufthut in eine höhere Welt, in eine Welt der Versöhnung. Wer erinnert sich nicht der Kirchhofszene in „Hamlet“ und an jene gewaltigste im „König Lear“, wo unter dem Donner und Blitz der graufigen Gewitternacht und den noch erschütternderen Ausbrüchen eines bis auf den Grund aufgewühlten, zerrissenen Vaterherzens der Narr uns so wohlthut in seinem rührenden Mitleid und mit der tiefen Weisheit unter dem Narrenkleide. Nur ein christlicher Dichter, der wie Shakespeare beides kannte: den Kampf in der Menschenbrust und den Frieden, die Sünde und die Versöhnung, konnte das tief menschliche Bedürfnis des Humors in solcher Weise befriedigen.“

In einer großen Symphonie — denken wir an die Eroica — würden wir die erdrückende Majestät des Allegro und die Majestät des Trauermarsches und das gewaltige Finale ertragen, wenn nicht dazwischen das heitere Scherzo uns wieder aufatmen ließe und fähig

machte zu weiterm Genuß, indem es die Spannung löst? So thut der Humor in der großen Symphonie des Lebens. Er reimt „Hochzeitsklage und Leichenjubiläum.“

Welche Aufgabe hat darum diese Gabe des Humors und welchen wahrhaft befreienden Einfluß könnte sie auch in unserer Zeit üben! Hat der Grieche Aristophanes seiner Zeit es verstanden, seinen ehrenwerten Landsleuten und Mitbürgern, den hoch- und ver- und eingebildeten Athenern von den heiteren Höhen des idealen Athen den richtigen „Eulen-Spiegel“ vorzuhalten des wirklichen Athen und hat er zu Naß und Frommen alle vermeintlichen und wirklichen Stadtgrößen und „Intelligenzen“ mit reinem „attischen Salz“ traktiert, aus wärmstem, für sein Vaterland begeistertem Herzen heraus — was könnte ein Mann heutzutage, der sein Volk lieb hat und solche Gaben besitzt, unserm in sich selbst begriffenen, selbstgenügsamen Geschlecht für einen Dienst leisten, wollte er es einmal befreien von seinem Welterschmerz und seiner Welttrunkenheit, von seinem hohen Bewußtsein, wie „herrlich weit wir es gebracht“ und nebenbei seine Arm-seligkeit ihm ins Wachs drückte! Ja wer unserm optimistisch behaglichen und pessimistisch angekränkelten Geschlecht einmal mit unbefiegllicher Laune nachwies, daß wir in einer Welt der Relativitäten leben, in der keiner das Recht hat, sich breit zu machen, nur zu lachen oder nur zu weinen! Es gilt doch auch unserm Geschlecht jenes wahre Wort: „Seit das bischen Weis-

heit, was die Narren besitzen, zum Schweigen gebracht ist, macht das bisschen Narrheit, was die weisen Leute besitzen, viel Parade.“ Aber Humor müßte es eben sein, der das Lächerliche am Erhabenen, und das Erhabene am Lächerlichen mißt und nicht bloß im Lächerlichen herumfährt und angstvoll wie unsere Witzblätter alle acht Tage was „liefern“ muß, und dabei oft aus purer Verlegenheit das Erhabenste lächerlich macht. Unsere heutigen Witzblätter schaffen das nicht, sie sind zum Teil Gassenbuben geworden, die sich nicht scheuen würden, „ihren Vater zu ermorden, wenn sie eine witzige Grabchrift auf ihn wüßten.“ Sie erbittern anstatt zu bessern. Der wahre Humor entströmt einem Gemüte, in welchem sich die Dissonanzen des Lebens aufgelöst, schaut mit einem scharfen und doch von Menschenliebe beseelten Auge, geißelt nicht bloß des Menschen Sünde, sondern belächelt und beweint zugleich die darin ruhende Thorheit.

Während die Satire sich lustig macht, macht uns der Humor lustig, während die Satire andere auslacht, lacht der Humor sich selber aus. Denn er weiß, wie sehr er selbst teilnimmt an der allgemeinen Thorheit. „Les sages d'une nation sont fous de la folie commune.“ Welchen Dienst würde ein solch gottbegnadeter Mensch und Dichter dem Geschlecht unserer Tage leisten, wenn er einmal in unsre Versammlungen, Reichs- und Landtage, Ministerien und Hörsäle, politische und kirchliche Parteitage, Pastoren- und Lehrerkonferenzen bräche und

mit unverfieglichem Humor sich unter diese weisen Leute setzte, die alles Ernstes vorgeben, Welt- und Kirchengeschichte zu machen, die Weisheit mit Löffeln gegessen, den Stein der Weisen entdeckt und den wahrhaftigen Nürnberger Trichter erfunden zu haben, und ihnen mit unbefangenster Miene das Stück kolossaler Dummheit bei allem Verstande, respektabelster Narrheit bei allem Wissens- und Bildungsschwindel, das meterlange Stück Philister- und Spießbürgertum trotz allem Kosmopolitismus, den krassen Egoismus bei aller Bezeugung des Gegenteils unwidersprechlich nachwies? Wenn solch einer dem, fleißig auf Aufbau zu sein wählenden und im tiefsten Grund am Zusammenreißen unseres Vaterlandes beschäftigten, Geschlechte in einer Zukunfts-Laterna Magica das künftige Geschlecht vorhielte, das einst unsere Geschichte schreiben wird und zeigte, wie viele von solch ernsthaften Leuten dem Humor der Weltgeschichte, der noch schlimmer ist als ihr Schweigen, anheim fallen würden! Wenn im Stile eines Fischart oder Balthasar Schuppilus, den großen Potenzen unserer Zeit der ungeschminkte Neujahrsgruß gebracht würde und etwa

den Höfen mehr Propheten und weniger Fuchsschwänzer,

den Ministern mehr Rat und weniger Räte,
dem Kanzler mehr Geld und weniger Abgeordnete,
den Professoren und Lehrern mehr Ausbildung und weniger Einbildung,

den Pastoren mehr Subjekte unter der Kanzel und weniger Objekte auf der Kanzel, und so weiter gewünscht würde?

Was hat nicht selbst der unfreiwillige Humor im Felde gewirkt und wie unbezahlbar war oft solch ein einziger humoristischer Blaurock in einer Kompagnie! Wenn dort beim Sturm auf die Spicherer Höhen die Kugeln und Mitrailleusen herunterhageln und Hunderte fallen und auch dem Tapfersten der Mut sinken will, plötzlich einer sich vernehmen läßt: „Det wird ja hier ordentlich lebensgefährlich“ und das ganze Bataillon in Lachen ausbricht und vorwärts geht — oder während vor Belfort bei einer Bärenkälte von 20 Graden die Franzosen auf den Wällen, die Arme und Beine schlenkernd, sich erwärmen, in tiefster Gemütsruhe ein Pommer in den Laufgräben sagt: „Ich weiß nicht, was die Franzosen da oben so frieren, bei uns taut's bei die Kälte,“ so hat der Mann auf seine halberfrorenen Kameraden gleich einem Frühlingssonnenstrahl gewirkt und wäre unter Umständen einer Dekoration wert gewesen.

Wen hat nicht der stille Humor eines Kindes erquickt? Da laufen in unseren Kleinen Philosophen und Humoristen im Kinderhemde herum und sagen Sachen, die den ernsthaftesten Mann aus dem Gleichgewicht bringen und die Sorgenwolken plötzlich mit einem Windzug zerstreuen. „O du Kindermund — vogelsprachefund wie Salomo!“ gilt auch hier. Es wäre wirklich der Mühe wert, einmal solchen „Humor aus der Kinder-

stube“ zu sammeln, und jede Mutter könnte sich für ihre spätern Tage, wenn einmal das „Fräulein Tochter“ nicht sonnenhaft ist, an solche Stunden und Tage erinnern. Wars zum Exempel nicht ein wunderbares Kunsturteil, das ein siebenjähriges pommerisches Mägdelein fällt, nachdem sie mit ihrer Mama die Säle der antiken Skulpturen im Neuen Museum in Berlin sattsam durchwandert hatte: „Aee, liebe Mama, da führst du mich nicht wieder rein, da ist entweder allens kaput oder unanständig!“ — Sei denn genug an diesem wenigen, um zu zeigen, wie gesund und heilsam unserm Geschlechte der so oft verschrieene „Humor“ wäre.

Und solch ein Prophetendienst an unserm Volk, der es von seiner Thorheit überzeugt, sollte mit dem Geist des Christentums in Widerspruch stehen? Gilt nicht auch von dieser Gabe: „Alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts verwerflich, das mit Dankagung empfangen und geheiligt wird?“ Alle Gaben zu heiligen, die gefangene und befangene Kreatur zu befreien, nicht aufzulösen, sondern zu erfüllen; nicht zu zerstören, sondern zu verklären, was wahrhaft menschlich ist, ist der Herr gekommen. Wollte man Christum als Gegner des Humors bezeichnen, dann dürften wir bei dieser Erscheinung nicht stehen bleiben, dann müßte noch vieles andere fallen, was der Herr nicht ausdrücklich sanktioniert oder geübt hat. Dieser Einwurf steht nahezu auf derselben Stufe, auf welcher jenes „christlich“ sein wollende Dienstmädchen stand, die aus Faulheit ihrem geistlichen Herrn fünf

Tage lang die Stiefel nicht gewichst hatte und auf seinen Vorhalt antwortete: „Ach was, was wollen denn der Herr Pfarrer? Der liebe Heiland hat auch nicht alleweil g'wichste Stiefel ang'habt.“

Ich habe freilich absichtlich etwas vorgegriffen und manches über den Humor gesagt, was über ihn als bloße Naturgabe hinausgeht. Wer die Dinge, wie der echte Humor, im Flusse sehen will, muß sie selber tiefer geschaut haben, und wer Höhen und Tiefen so nahe nebeneinander setzt, muß sie beide gemessen, noch besser: durchwandert haben. Mit andern Worten: die Gabe trägt in sich eine Aufgabe und fordert zur Arbeit an ihr selbst auf. Denn welches ist die Welt, in der der Humor seine Kraft zu entfalten hat?

Wenn Börne einmal klagt: „Es war eine schöne Zeit, da man den Humor nicht kannte, weil man Trauer und Sehnsucht nicht kannte und das Leben ein olympisches Spiel war“ — so ist in diesen Worten die Welt des Humors bezeichnet.

Es ist nicht die Welt des Paradieses, sondern die Welt, deren Acker wohl Blumen aber auch Dornen und Disteln trägt; wo keine Rose ohne Dorn, wo die Wiege, diese erste Menschenbehausung, sogleich auf die letzte deutet, das Grab — wo aber auch das Grab zur Wiege eines neuen Lebens wird; die Welt, in welcher für unsere höchste Freude und unser tiefstes Leid statt der Worte eine Sprache uns gegeben ist, beredter als alles Wort: — die Thräne; dies Leben, wo in Mo-

menten höchster Freude uns plötzlich eine unnennbare Trauer und im tiefsten Leid uns eine unbefiegbare Freude ergreifen kann. Es ist die Welt, deren Meer in seiner Tiefe die köstlichen Perlen, aber auch die Wracke von Millionen gescheiterter und untergegangener Schiffe und Hoffnungen birgt; die Welt, auf deren Alpenhöhen man die entzückendste Aussicht genießt, in deren Eispalten und Abgründen aber, hart neben dran, Tausende verunglückt sind; die Welt, wo neben Gottes Kirche des Teufels Kapelle steht und neben dem Kirchhof das Wirtshaus sich findet, unter dessen Thor der Wirt mit gelüftetem Käpplein steht, die thränenmüde Leichenbegleitung zählt und zum Trunke ladet — kurz die Welt, wo die rosige Idealität von der nacktesten Wirklichkeit umhüllt, wo nur ein Schritt vom Lächerlichen zum Erhabenen ist — das ist die Welt, darin der Humor sein Zelt aufgeschlagen.

Diese Welt muß der wahre Humorist durchwandert haben, und je reicher er sie mit offenem Blick und Herz durchwandert hat, desto weiter und tiefer werden die Strahlen seiner Sonne fallen, desto heller wird sein Quell sprudeln. Gerade weil der Humor auf die verschiedensten Menschen wirken soll, darf ihm nichts Menschliches ferne bleiben. Wie der wahre Redner dreimal Mensch sein muß, so muß es der Humorist auch. Des Königs Palaß und des Bettlers Hütte, Kultur und Unkultur vergangener und gegenwärtiger Tage, kein Gebiet darf ihm verschlossen bleiben. Das apostolische

„Alles ist Euer“ ist nicht bloß eine Erlaubnis, sondern auch eine Mahnung.

Vor allem ist es aber doch die Kenntnis des Menschenherzens, dieses trostigen und verzagten, fröhlichsten und traurigsten Dinges, in welchem Schwermut und Frohsinn, Schlaueit und Treuherzigkeit, Finsternis und Licht, Himmel und Hölle neben einander liegen, diese geheimnisvolle Welt, deren Tiefe sich nur dann und wann aufthut, die in unbewußten Momenten abgelauscht und erraten sein will, die den wahren Humor auszeichnet. Jedes sprechende Bild nötigt dem Bewunderer ein Lächeln ab und wir sagen: „lächerlich ähnlich“ — das ist der Humor des Pinsels und des Bleistifts, dem auch der des Wortes nicht nachstehen soll.

Aber Menschenkenntnis ohne Menschenliebe wird zur Menschenverachtung. Und wer kann den andern kennen, ohne ihn zu lieben? Liebe ist der goldene Schlüssel zum Herzen der Menschen. Wer kann ihre Freude und ihr Leid verstehen, ohne sich liebend in beides zu senken und sie durchzukosten? Daher hat der Humor seine innerste Werkstätte nicht in der Feuereisse, Pulver- und Raketenfabrik des Verstandes, sondern im stillen heiligen Feuerherd des Gemüts. Scherz, Wit, Laune, Ironie liefern nur die Brillantfarbe, das Feuer selbst aber das Gemüt. Hier wird durchgeföhlt und durchgelitten, was die Welt an Freude und Leid durchzukosten giebt. Weil aber das Gemüt selbst eine Sensitive — ein zart besaitet Ding ist, kann

der Humor, dessen nicht vergessend, wohl verwunden, aber nie verlegen. Thut er das, so ist er entartet und aus der Rolle gefallen. Er trägt kein Gift in seinem Stachel, wie der Witz und die Satire. Er kann nicht mit zersprungenen Saiten, in greller Dissonanz sein Spiel enden, er nimmt vielmehr die zersprungenen und verstimmtten Saiten des andern in liebende Hand, flickt sie wieder und giebt ihm mit fröhlichem, seelenvollem Liede sein gesundes Instrument zurück. Darum ist eben der Humor, wie wir oben sagten, nicht bloß Sache der Ästhetik, sondern der Ethik. Nie wird der Humor die Liebe verleugnen, wird immer den andern, wenn er ihn auch verlachen muß, zugleich ans Herz ziehen. Pietät und Treue werden stets seinem Scherz und seiner Laune gebieten, und was dem Menschen heilig, und wär's auch dem Geringsten, das wird auch ihm unantastbares Heiligtum sein. Daher kommt die Freude des Humors am Kleinen, Individuellen, wie am Großen und Allgemeinen, daher jene Fähigkeit, sich liebend in das Detail zu versenken, weil ihm eben nichts klein. So ist unser bester Humorist, Jean Paul, ein Tröster vornehmlich der Kleinen und Geringen gewesen, — deshalb ein so großer Humorist, weil er ein ebenso wohlwollender, liebender Mensch gewesen. Der Mensch muß den Humoristen erhalten.

So hoch die instinktive Naturgabe des Humors, höher doch noch die intellektuelle und sittliche Aufgabe, die er an sich selbst vollzogen. — Sehr wahr sagt da-

rum einer unserer Philosophen: „Der wahre Humorist sieht die Welt im eigenen Herzen, sich selbst als einen Thoren; ehe er die andern verlacht, verlacht er sich selbst. Weiß er doch zu gut, wie weit er selbst hinter dem Ideal zurückbleibt. Der Humor ist darum als freier Entschluß, als ein unter Schmerzen errungener Besitz des Geistes zu fassen, der Erfahrung und Bildung gehört er an, daher stammt seine Barmherzigkeit, seine Demut und Bescheidenheit.“ —

Die Früchte, die der echte Humor treibt und bietet, sind darum keine gemachten, angehängten wie am Christbaum, die etwa mit dem Menschen selbst nicht zusammenhängen, sondern wachsen organisch aus ihm heraus. Duftende Blüten und goldene Früchte sind's mitten im saftigen Grün, gezeitigt unter des Lebens Sonnenschein und Nebel, die er dem Wanderer erquickend bietet.

So ergiebt sich denn aus dem Gesagten die selbstverständliche Forderung, daß der wahre Humor, wenn er sich selbst nicht verlieren will in den Disharmonien des Lebens, in sich selbst harmonisch befriedigt sein muß. Wer alle Dinge im Flusse begriffen sehen will, muß selbst festes Land haben, worauf er steht; wer die Relativität aller menschlichen Dinge schildern will, muß an die Realität der geistigen und ewigen Dinge, an ihren endlichen Sieg trotz aller Menschen-Thorheit und Bosheit glauben. Wo kein solches Feststehen in einer idealen Welt ist, wird der

Humor zu jenem gefährlichsten Doppelgänger alles wahren Humors, zum Galgenhumor, dem schließlich alles vergeht, dem Humor der Verzweiflung, „der nicht leuchtet wie ein milder Stern, sondern wie faules Holz phosphoresziert in unheimlichem Leuchten. Da ist der Humor keine Sonne mehr, sondern ein tanzendes Irrlicht auf Sümpfen; nachdem er den Glauben an alles und auch an sich selbst zerstört, zerstört er auch den der andern, und wird, statt zum treuen Freunde, zum dämonischen mephistophelischen Gesellen, wie in Heine und Lord Byron.

„Nein — aus sicherer Burg und lichter Höhe sieht der wahre Humor auf diese Welt der Unvollkommenheiten, der Widersprüche und der Gegensätze, sieht „die Erde als das Sackgäßlein an in der großen Stadt Gottes, als die camera obscura voll umgekehrter, zusammengezogener Bilder aus einer schöneren Welt, als einen dunstvollen Hof um eine bessere Sonne, als den Zähler zu einem unsichtbaren Nenner.“ — So ist im wahren Humor beides verbunden: tiefster Ernst und jauchzendste Freude, tiefstes Mitleid und sieghafteste Hoffnung, daß doch all dieses Leid nur ein Thränenschleier sei, der das sonnenhafte Antlitz einer ewigen Welt verhüllt, deren Glanz wir noch nicht tragen können. Nichts verkehrter darum, als Humor und Ernst scheiden und einander gegenüberstellen zu wollen, wie so viele Büchertitel aufweisen.

Weil der echte Humor an die reale Existenz der
Frommel, Schriften IX.

Ewigkeit glaubt, nimmt er die Zeit weder zu leicht noch zu schwer. Freud und Leid sind ihm kein bleibender Aufenthalt, sondern nur „eine Brücke zu dir, Herr, über'm Strom der Zeit.“

So ist also, um das Wort eines feinsinnigen Philosophen unserer Tage zu brauchen, der das Verdienst hat, ein befreiend Wort in Sachen des Humors gesprochen zu haben, „der Humor — eine Weltanschauung,“ ruhend auf einer glücklichen Naturgabe, bewußt errungen unter Kampf und Schmerz als geistiger Besitz, unzertrennlich verbunden mit der Selbstkenntnis, erwärmt durch Herzensgüte und Menschenliebe, getragen durch den festen Halt in einer idealen Welt, an deren Realität und Sieg sie glaubt, strömend aus dem Centralfokus im Menschen, dem Gemüte, in welchem sich die Dissonanzen des Lebens in Harmonie aufgelöst haben. Von dieser Weltanschauung herab kann man nun, mit Jean Paul zu reden, „entweder wie ein Adler weit über das Gewölk des Lebens dringen, daß man die ganze äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen sieht wie ein eingeschrumpftes Kindingärtchen; oder wie eine Lerche herabfallen ins Gärtchen und sich so heimisch in einer Furche einnisten, daß, wenn man aus seinem Larchennest herauschaut, ebenfalls keine Wolfsgruben und Beinhäuser sieht, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel Baum und Sonnenschirm ist, oder mit Adler und Lerche abwechseln.“

So kann ein Christ, der „Gott zum Centrum, die ganze Welt zur Peripherie“ hat, sich innig erquicken und erfreuen an den Gaben echten Humors, wie sie ihm aus allen Zeiten und Völkern entgegentreten. Denn es gilt auch hier:

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,

Wenn man den sichern Schatz im Busen trägt —

an einem Don Quixote so gut wie an dem Shakespearischen Falstaff und seinen Narren, an Goethes Gestalten, so gut wie an Jean Pauls Wuz und Siebenkäs; an Dickens' Copperfield wie an Fritz Reuters Dunkel Bräsig, an Joh. Peter Hebels Schägkästlein so gut wie an Goldsmiths Vicar of Wakefield, an Sebastian Brandts Narrenschiff und Fischarts Gargantua, wie an Sternes Tristram Shandy — am Volkshumor so gut wie am gelehrten. Vornehmlich aber wird ein deutsches Gemüt sich freuen, daß auf deutschem Boden (denn John Bull über dem Kanal ist eben doch trotz alledem unser angelsächsischer Herr Better) der Humor seine schönsten Blüten getrieben. Wir lassen den Kelten den brillanten Witz und das Wortspiel, den Romanen die Satire willig und behalten den Humor für uns.

Thackeray, der reich begabte englische Humorist, hat wohl recht: „Unsere humoristischen Schriftsteller, Männer wie Addison, Goldsmith und Dickens, haben nicht bloß zu unserem harmlosen Vergnügen beigetragen, sie haben uns auch mit gerechtem Haß gegen alle Hohlheit und Heuchelei, Lieblosigkeit und Anmaßung erfüllt,

haben Liebe zu allem Guten, Großen und Heiligen vermehrt, sie haben uns glücklicher, nachsichtiger, mitleidiger, kurz liebevoller gemacht gegen Gott und Menschen.“ Und mit solch einem braven Gefellen sollte das Christentum nichts gemein haben, und ihn nicht als einen Bundesgenossen anerkennen?

Wenn aber so der Humor „Weltanschauung“ ist, welche entspricht ihm mehr als — die christliche? Wenn all jene Ingredienzien, die ich oben berührte: — Selbsterkenntnis, Demut, Liebe, Idealität zum erquickenden Maitranke des Humors erforderlich sind, wo blühen sie denn würziger, reicher, als auf der großen Gotteswiese des Christentums? Wo ist — um das tiefste zuerst zu sagen — wo ist jene feste, ideale, harmonische Welt, in der unser Herz im Frieden ruht, eine Welt, nicht von Menschenhänden aufgebaut, um von Menschenhänden wieder zerstört zu werden, wenn nicht die des Reiches Gottes, welches Christus gebracht, das „Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste“ ist? Ein Reich nicht von dieser Welt, aber über dieser Welt und doch in dieser Welt? Mit dem Engelsgrüße „von großer Freude“ und „Frieden auf Erden“ wird es angekündigt und mit der Gabe „Meinen Frieden lasse ich Euch“ und der Verheißung „Eure Freude soll niemand von Euch nehmen“ scheidet der König desselben. Siehe, hier ist die Harmonie. Woher kommt denn dem Menschen der Mut, inmitten einer Welt der Sünde und des Todes und ungezählter Thränen dennoch sich

mit heiterm Geiste über all den Jammer zu erheben? wo sind die Adler= nicht Ikarusflügel, die sich zur Sonne heben, wenn nicht das Wort von der Erlösung das Herz getrost macht und die Hoffnung versiegelt, daß einst Gott abwischen wird alle Thränen von unserm Angesichte? — Wo ist denn die Schule tiefster Selbsterkenntnis und wo wird das Menschenherz bis in seine letzten Fasern bloßgelegt, wo lernt man sich selbst beweinen, um sich selbst belachen zu können? Wo ist die Schule, da das Wohlgefallen an uns selbst ausgetrieben, und das heiligste Mitleid gegen den Irrenden nicht bloß gelehrt, sondern ausgegossen wird durch den heiligen Geist? Wo lernt man denn in Wahrheit weinen mit den Weinenden und sich freuen mit den Fröhlichen, ohne sich selbst dabei zu verlieren? Wo anders, als in der Schule des sanftmütigsten und demütigsten aller Menschenkinder? Wo singt man selbst über den König der Schrecken: „Ein Spott der Tod ist worden“ und über den Fürsten der Finsternis im heiligsten Humor: „Ein Wörtlein kann ihn fällen?“ Wo wird die höchste Freude aus dem tiefsten Leide geboren, wo rinnen wie im echten Humor Schmerzens= und Freudenthränen in eins zusammen? Wo ist das unter Thränen lachende Kind, dessen Lebens= devise die tiefsten Gegensätze eint, in gewaltigem Jugensage die Dur= und Wollmelodie zusammenstimmt? Wo anders als im apostolischen Worte:

„Als die Traurigen und allezeit fröhlich,
Als die Sterbenden und siehe wir leben,

Als die nichts inne haben und doch alles haben?“ Das ist aber die große Devise allen wahren Humors, die erst im und durch das Christentum ihren wahren Glanz und ihre Erfüllung erhält.

Im Leben des Herrn treffen sich die größten Gegensätze. Kein größerer Gegensatz, als Weihnacht und Karfreitag, Karfreitag und Ostern. Wer will sie würdig beschreiben? Wie aber er, so sind auch die Seinen in dieser Welt. Das Kyrie eleison und das Gloria in excelsis auf den Lippen ziehen sie hin, inmitten tiefsten Jammers die unbesieglichste Lebensfreude tragend. Aus dieser Grundstimmung erbaut sich der christliche Humor. „Denn das Christentum heißt nicht deswegen ein Sauerteig, weil es sauer sehende Heilige macht, sondern den ganzen Menschen durchdringt mit heiligster Freude. Es ist die Religion der Erlösung nicht bloß vom äußeren Weltelend, sondern vom inneren, sittlichen, von der Sünde; die Religion der Versöhnung, nicht durch Verneinung, sondern durch die Überwindung der Widersprüche.“ Dadurch unterscheidet sich der antike Humor vom christlichen. Jener kennt den Himmel nicht, und darum auch nicht die Erde, kennt kein göttliches Erbarmen und hat darum auch kein menschliches. Er trägt nur die Geißel, ihm fehlt der Balsam. So dürfen wir denn wohl sagen, daß der echte Humor doch nur auf dem Boden des Christentums möglich ist. Denn das Christentum allein stattet ihn in vollendetem Maße mit all den Stücken aus, die zu seinem wahren Wesen gehören und sein Thun

segensvoll machen. Wir werden unsere großen Humoristen nicht auf die speziellen Punkte der christlichen Glaubenslehre examinieren dürfen — aber man mag sagen, was man wolle — ein Shakespeare, Jean Paul, Goldsmith und Dickens sind doch nur auf dem Boden des Christentums gewachsen. Der Himmel der christlichen Weltanschauung mit seinen Sternen des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und mit seinen leuchtenden Blicken des Ernstes, mit dem Morgengewölk der Ewigkeit, scheint doch überall bei ihnen durch.

Wir wissen aber auch von einem christlichen, religiösen Humor insonderheit noch zu sagen, der sich auf die mannigfaltigste Weise dokumentiert hat und bis in das Heiligtum der Kirche gedrungen ist, im sichersten Bewußtsein, daß derselbe auch da ein Hausrecht habe. So ist es im Mittelalter vornehmlich der Teufel, der als Objekt des Humors herhalten muß. Trotz all seiner Klugheit und Schlaueit ist er schließlich doch — ein „dummer Teufel,“ der um seinen Lohn gepresst ist, „stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ In den alten Weihnachtsspielen wird Herodes, der Kindermörder, trotz seines roten Gewandes und seiner hohen Feder, ausgelacht, weil ihm all seine List, das Kindlein zu fahen, nicht gelingt. In den Passionsspielen fällt Pilatus samt den Hohenpriestern und Schriftgelehrten nicht bloß dem Jorn, sondern auch dem Humor anheim. Bezeichnend ist es gewiß, daß im Oberammergauer Passionspiel die zuhörende Bauernschaft den Judas ver-

lacht, der durch seinen Verrat dem Herrn zum Kreuz, der Welt zum Leben, sich selbst aber nur zum Tode hilft. Es liegt eben doch in diesem Lachen der unbewußte, aber starke Ausdruck des Sieges der ewigen Idee des Guten über die zeitliche Bosheit der Menschen.

An den himmelanstrebenden kühnen Domen, die das Auge unwillkürlich hinaufziehen, spielt der Humor im Bildwerk, sich rächend an denen, die den Bau hindern, seien's nun faule Mönche und leichtfertige Nonnen, oder Teufelsgestalten, die als Drachen die Regenableiter und Dachrinnen abgeben müssen, grimmig im Haß gegen die Kirche, doch ihr schließlich dienen müssen. Es liegt doch ein Humor darin, wenn am Regensburger Dom, am Portal, zu welchem die Kirchgänger herausgehen, auf der einen Seite der Teufel mit dem Gebetbuch unter dem Arme lauernd sitzt und sich die Kirchgänger anschaut und ihm gegenüber seine Großmutter, an der andern Seite lauernd, wenn sie etwa das gehörte Wort wegnehmen könne, eine steinerne Illustration zu dem Worte des Gleichnisses: „Danach kommt der Teufel und nimmt ihnen das Wort.“ — Wie viele solcher Gestalten enthalten unsere alten Dome an Kapitälern, Kanzeln, Chorstützen; an das nahe Beieinandersein des Himmlischen und Dämonischen, des Frommen und Heuchlerischen mahnend!

Ich gedenke der Totentänze in vielen unserer alten Kirchen. Mit welchem Humor wird da der unerbittliche Ernst des Todes den Leuten vor Augen demonstriert!

Einen Knochen zur Fidel nehmend, spielt er den Leuten zum Tanz, ladet den Papst und den Kaiser, den Mönch und die Nonne bis herab zum Bettler ein. Wie ausdrucksvoll die Gesichter, denen der Tod bald als Scherge, bald als milder Bote erscheint. Liegt nicht auch ein stiller Humor darin, wenn ein Peter Vischer zu seinen heiligen Aposteln an S. Sebaldi Grab sich unten im Schurzfell und Hammer hineinstellt, das „allgemeine Priestertum“ während?

Die Zeit der Reformation mit ihren geöffneten Brunnen der freien Gnade in Christo, mit der heiligen Freude eines in seinem Heiland getrösteten und gerechtfertigten Gewissens — öffnete auch den verschütteten Quell des Humors, den die Humoristen wie Ulrich von Hutten und Erasmus von Rotterdam nur in der Form des Spottes kannten. In Luthers Leben bricht jene Devise, „als die Traurigen aber allezeit fröhlich“ wieder in vollem Glanz heraus. Keiner hat wie er Pauli Leben noch einmal durchlebt. Aber dies geistliche Leben und Erleben ist gefaßt in einem deutschen Gemüt, wie kaum je ein reicheres geströmt. „Sein Humor ist nicht ein einzelner Zug in ihm, er will begriffen sein aus der ganzen Wurzel seiner Persönlichkeit. Sein ganzer Lebensgang führt ihn in die Höhe und Tiefe, aus der Klosterzelle vor Kaiser und Reich, aus dem Kampf in die Stille, aus Angst in Frieden. Das ganze Herz ist allemal dabei in seiner Doppelpempfindung, immer ein Held und ein Kind zugleich, in des Kaisers

Nacht und in der Wacht seines Gottes, scherzend über den melancholischen Teufel und doch mit ihm ringend in tiefster Anfechtung. Betend in der Feste Koburg für die Sache Christi am Reichstag zu Augsburg, das Herz in Sorge und doch Trostbriefe schreibend an seine Freunde, mit Veit Dietrich Bogen schießend nach den Dohlen und Krähen, die „Reichstag halten,“ und voll Todesahnung sein Dörtllein ausfuchend, wo man ihn begraben soll, „in der Kapelle unterm Kreuz.“ Was Gott in ein deutsch Gemüt von Gnaden gelegt, von Ernst und Tiefe, von Jubel und Freude, das liegt in Luthers Gemüte in reichstem Maße verborgen.

Luther müßte eine Feder finden, die ihn nach dieser Seite seines Wesens aus seinen Werken schilderte, zumal aber auch sein Wort daraufhin ansähe, wie viel volkstümliche Schätze an Sprichworten und Schwänken darin deponiert und erhalten sind. Auch nach dieser Seite hin scheint er das beste „von seiner Frau Mutter ererbt“ zu haben. Der Zeitgenosse Luthers, Hans Sachs, strömt in seinem kindlichen, fröhlichen Geist in Gedichten und Schauspielen — ich erinnere an jenes Examen, worin Cain und Abel die Gebote und den Glauben aussagen müssen — köstlichen Humor aus. Albrecht Dürer, der Freund Luthers, der die gewaltigen Evangelisten und Apostel gebildet, läßt nebenher in seinem „Ritter, Tod und Teufel“ mit genialen Strichen die unbeirrte Siegesfreude über den Tod leuchten. Valentin Andrea weiß in seiner gereimten Pastoral-

theologie den jungen Theologen in prächtigem Humor zu winken; Balthasar Schuppius in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, ein Tröster der Armen und schlagfertiger Kämpfe gegen die „großen und groben Hansen,“ ist durchwürzt vom Humor. Paul Gerhardt, der das „O Haupt voll Blut und Wunden,“ diesen Blutrubin geistlicher Dichtung, uns gegeben, singt durchs sommerliche Feld gehend in herzigster Weise von Blumen und Au, bindet aber auch mit dem Fürsten der Welt in heldenhaftem Mute an:

„Lobe Welt! und springe,	Laß den Satan wittern,
Ich steh hier und singe	Laß den Feind erbittern,
In ganz sicherer Ruh —	Wir steht Jesus bei.“

Hamann, der Gotteszeuge späterer Zeit inmitten eines philosophischen Jahrhunderts, ist ein wahrer „hebräischer Herkules,“ der mit dem Eselskinnbucken seine Feinde in die Flucht schlägt und die Füchse seines hohen Humors mit brennenden Schwänzen in das Kornfeld der Philister sendet; der sich der Jael vergleicht, die dem Siffera Milch statt Wasser zu trinken giebt und derweilen nach Hammer und Nagel greift, um ihm den Kopf einzuschlagen. Wohl ist ihm die „Läusesucht des Spottes und Wizes“ bekannt und verhaßt, aber im feinsten Humor weiß er seine Gegner zu treffen: „Kein besser Schwert als das Goliaths, da man den Philistern den Kopf mit ihrem eigenen Schwerte abhaut.“ Ich greife nur jene Stelle heraus, wo er Johannes den Täufer schildert: „Stelle den Jüngling mir vor, dem

rachgierige Kamele ihre Haare zum Kleide geben, der seinen Kiel in wilden Honig tunkt, daß seine Augen wacker werden; dessen Beweise den Heuschrecken ähnlicher sind als den Blindschleichen am Wege; der die Mode der Proselytentaufe dem levitischen Heerdienst vorzieht, der eine Wahrheit besser bezahlt als der beste Landesvater seine Ballettmeisterinnen — da stand ein Bild vor mir auf: Eine Stille und eine Stimme, die Stimme eines Predigers in der Wüste, dem das Publikum eine Wüste ist, in der mehr Herden wohnen als Menschen.“

Und neben diesem geschürzten Helden, dessen gefeiertes Schwert seine Gegner fürchteten, je mehr sie ihn verachteten, steht der treuherzige „Wandsbecker Bote,“ in seiner Wandertasche allerlei tragend, was heutzutage noch bis ins innerste Herz erquickt. Ich will nur eine Stelle hierhersetzen:

Eine Chria, darin ich von meinem akademischen Leben und Wandel Nachricht gebe.

„Bin auch auf Unverstädten gewesen und hab auch studiert. Ne, studiert hab ich nicht, aber auf Unverstädten bin ich gewesen und weiß von allem Bescheid. Ich ward von ungefähr mit einigen Studenten bekannt und die haben mir die ganze Unverstädt gewiesen und mich allenthalben mit hingenommen, auch ins Kollegium. Da sitzen die Herren Studenten alle neben'n ander auf Bänken, wie in der Kirch', und am Fenster steht eine

Hittsche, darauf sitzt'n Professor oder so etwas, und führt über dies oder das allerlei Reden, und das heißen sie denn docieren. Das auf der Hittsche saß, als ich drinn war, das war'n Magister und hatte eine große krause Perüque auf'm Kopf, und die Studenten sagten, daß seine Gelehrsamkeit noch viel größer und krauser, und er unter der Hand ein so kapitaler Freigeist sei als irgend einer in Frankreich oder England. Mochte wohl was dran sein, denn's ging ihm vom Maule weg, als wenn's aus dem Mostschlauch gekommen wär; und demonstrieren konnt' er wie der Wind. Wenn er etwas vornahm, so fing er nur so eben'n bischen an, und eh' man sich umseh, da war's demonstriert. So demonstriert er z. Ex., daß 'n Student ein Student und kein Rhinoceros sei. Denn, sagt' er, 'n Student ist entweder 'n Student oder'n Rhinoceros, nun ist aber 'n Student kein Rhinoceros, denn sonst müßt 'n Rhinoceros auch 'n Student sein: 'n Rhinoceros ist aber kein Student, also ist 'n Student 'n Student. Man sollte denken, das verstünd sich von selbst, aber unsereins weiß das nicht besser. Er sagte, das Ding, „daß 'n Student kein Rhinoceros sondern 'n Student wäre“ sei eine Hauptstütze der ganzen Philosophie und die Magisters könnten den Rücken nicht fest genug gegenstemmen, daß sie nicht umkippe.

Da man auf einem Fuß nicht gehen kann, so hat die Philosophie auch den andern, und darin war die Rede von mehr als einem Etwas, und das eine Etwas,

sagt der Magister, sei für jedermann; jenem andern Etwas gehö'r aber eine feinere Nas' und das sei nur für ihn und seine Kollegen. Als wenn eine Spinn einen Faden spinnt, da sei der Faden für jedermann und jedermann für den Faden, aber im Hinterteil der Spinne sei ein bescheiden Teil, nämlich das andere Etwas, das der zureichende Grund zu dem ersten Etwas ist, und einen solchen zureichenden Grund müsse ein jeder Etwas haben, doch brauche der nicht immer im Hinterteil zu sein. Ich hätt' auch mit diesem Axiome, wie's der Magister nannte, übel zu Fall kommen können; daran hängt alles in der Welt, sagt er, und wenn's einer umstößt, geht alles drüber und drunter.

Dann kam er auf die Gelehrsamkeit und die Gelehrten zu sprechen und zog bei der Gelegenheit über die Ungelahrten los. Alle Hagel! wie fegt' er die! Dem ungelahrten Pöbel setzten sich die Vorurteile von Alp, Leichdörnen, Religion zc. wie Fliegen auf die Nase und stechen ihn; aber ihm, dem Magister dürfe keine kommen, und käm' ihm eine, Schnaps, schlüg' er sie mit der Klappe der Philosophie sich auf der Nase tot. Ob und was Gott sei, lehre allein die Philosophie und ohne sie könne man keinen Gedanken von Gott haben zc. Dies nun sagt der Magister wohl aber nur so. Mir kann kein Mensch mit Grund der Wahrheit nachsagen, daß ich 'n Philosoph sei, aber ich gehe niemals durch 'n Wald, daß mir nicht einfielen, wer doch die Bäume wohl wachsen mache, und denn ahnet mich so von ferne und leise etwas

von einem Unbekannten und ich wollte wetten, daß ich denn an Gott denke, so ehrerbietig und freudig schauert mich dabei.

Weiter sprach er von Berg und Thal, von Sonn und Mond, als wenn er sie hätte machen helfen. Mir fiel dabei der Ysop ein, der an der Wand wächst: aber die Wahrheit zu sagen, 's kam mir doch nicht vor, als wenn der Magister so weise war wie Salomo. Mich dünkt, wer was rechts weiß, muß, muß — säh, ich nur 'n mal einen, ich wollt'n wohl kennen, ich wollt'n wohl kennen, malen wollt'n ich auch wohl, mit dem hellen, heitern, ruhigen Auge, mit dem stillen, großen Bewußtsein. Breit muß sich ein solcher nicht machen können, am allerwenigsten andere verachten und segen. O Eigendünkel und Stolz ist eine gefährliche Leidenschaft; Gras und Blumen können in der Nachbarschaft nicht gedeih'n." —

Gott hat unserm Christenvolke doch noch manchen Mann gegeben, der ohne groß in die Öffentlichkeit zu treten, wie frisches sprudelndes Wasser gewesen. Ich erinnere an den schwäbischen Magister Flattich, diesen Salomo in dem Kleide eines Landpfarrers. Welche Fülle echten Humors liegt in diesem Leben! Sodann pulsiert in seinen Landsleuten, dem sel. Christian Barth in Calw und dem sel. Blumhard in Bad Boll, ein gut Stück gesunden Humors, der sich in Predigt und Seelsorge kund that. Wie vielen hat der letztere namentlich geholfen, oft durch eine einzige Äußerung, die das

Lachen wohl auf die Lippen zwang, aber schließlich doch im tiefsten Herzen mahnte und tröstete. In Ludwig Harm's plattdeutschen Reden fehlt der Humor auch nicht, und wie mancher stille Humorist würde sich auch auf der Kanzel entdecken lassen.

Ich eile zum Schluß:

Der wahre Humor ist, wie das die Literatur- und Kulturgeschichte aufweist, im ganzen spärlich gesät. Auf Hunderte von Dichtern kommt ein Humorist. Das erklärt sich aus dem Wesen des Humors, der eben nicht bloß den Dichter, sondern auch den ganzen, vollen Menschen verlangt. Und Menschen hat man seit Diogenes' Zeiten immer am hellen Tage mit Laternen suchen müssen. Auch sind nicht alle Zeiten dem Humor förderlich. Geht's so still und spießbürgerlich zu in der Welt, dann bringt's der Humor nicht hoch — er ist dann weder Adler noch Lerche, sondern höchstens ein in sich befriedigter Maikäfer und führt sein Dasein als genius loci am Honoratiorentische unter den Ratsverwandten. Sturmvolle Zeiten, Zeiten großer Gegensätze rufen ihn weit eher auf den Plan und stärken seine Schwingen.

Daß unsere jetzige Zeit wohl an Witz, Sarkasmus, Ironie und Satire etlichen Reichthum, aber an wahren Humor eine um so glänzendere Armut aufzuweisen hat, daß der schüchterne Versuch, die humoristischen Kräfte Deutschlands zu einem gesunden und edlen Thun zu sammeln, gescheitert ist, zeigt unsere Verarmung an

wahrem Humor. Wir sind eben zum großen Teil blaß, verblissen und zerrissen — mit einem Worte krank; und kranke Menschen können andern keine Gesundheit predigen.

Unsere gebildete Jugend büßt das Stück Mutterwitz, das sie noch glücklicherweise auf die Welt bringt, nachgerade in unsern gelehrten und ungelehrten Schulen ein. Von Jahr zu Jahr wird ein Kind witz- und salzloser, und in Prima angelangt, ist ihm schließlich nur noch ein Stück „Galgenhumor“ geblieben. Die Stallfütterung und Überfütterung, die Entfremdung vom Leben unseres Volkes, die Kritik, die man schon Tertianern octroyiert, ehe sie die Sache nur selbst kennen gelernt, der Mangel an wahrer Genußfähigkeit, der durch die Überfättigung herbeigeführt wird, die Nahrung aus zehn fremden Büchern, um einen einzigen „unverstandenen“ Aufsatz zu machen — das alles läßt zu keinem fröhlichen Denken und urwüchsigen Ausprechen mehr kommen. So versiegen schließlich auch die Lebensquellen des Humors. Unsere heutige akademische Jugend leidet doch offenbar an einem großen Überfluß von Mangel an wahrem Humor.

Unsere Krache und Subhastationen, die kolossale Auswanderung der noch Besitzenden zeigt, daß wir am Kapital, unsere überfüllten Zuchthäuser, daß wir an der Moralität, unsere massenhaften Irrenhäuser und maisons de santé und die Überhandnahme der Selbstmorde, daß wir an unserm Verstande am Bankrottwerden sind.

Daß aber auch unter den Christenleuten wenig Humor, und selbst auch das Verständnis für ihn so selten sich findet, kommt daher, daß man auch in seinem Christentum nur ein Nacheinander der Trauer und der Freude kennt, keine harmonische Durchdringung und Auflösung beider in der befriedigten, in Gott ruhenden Seele. Heute sind sie himmelhoch jauchzende, morgen zum Tode betrübtte Kreaturen, die sich über jeden Strohhalme auf ihrem Wege aufhalten. Sie bleiben in der „ungelösten Spannung zwischen Natur und Gnade, zwischen Geistlichem und Weltlichem, dem Ernst der Heiligung und der Glaubensfreudigkeit“ und bringen's zu keiner Überwindung noch Versöhnung der Gegensätze, wie sie doch der wahre Humor, wie auch ein wahres Christentum aufweist. Wo großer Blick in den Reichtum der Schrift und in die darin niedergelegten Gottesgedanken, da ist auch weiter Blick ins Menschenleben und in die Menschengeanken; wo man die Weisheit Gottes in all Seinen Werken und Wegen verehren lernt, wird man auch angethan sein, der Menschen Thorheit zu verlachen. Aber an solchem Blick fehlt es eben vielen Christenleuten und ein gut Teil Schuld trägt daran, was aller Laster Anfang und Ende ist: die liebe Faulheit.

Ich weiß wohl, was der Humor nicht leisten kann noch soll. Er kann keine Tragödie, kein Epos, kein lyrisches Gedicht machen, das bleibend uns erhebt. Dazu ist er zu formlos. Noch weniger kann er auf reli-

größem Gebiet ein Heiland der Schäden sein, kein Führer auf dem Lebenswege, kein Pfortner, der das Himmelreich erschließt. Aber ein trauter Begleiter ist er, der unterwegs das Herz tröstet, in gute Herberge führt, und Haupt und Wangen salbt mit Freudenöl und unsere wund gelaufenen Füße wäscht, mit gutem Haustrunk aus kühlem Keller uns erquickt und Mut zum Weiterwandern einspricht — ja, das alles kann er.

Er ist und bleibt, wie wir zu Anfang sagten, ein milder Regenbogen. Der erscheint aber nicht alle Tage, nur im Wetter und nach dem Gewitter. Seine Farben können nicht in einen gemeinen Farbtopf einkassiert werden, noch sind sie für grobe Pinsel, Tüncher und Anstreicher zu brauchen. Ein Regenbogen ist eine Brücke, die sich von der Erde über den Himmel spannt, aber mit dem Lastfuhrwerk des alten Menschen kann man nicht darauf in den Himmel fahren, dazu bedarf es einer solideren Brückenkonstruktion. Aber etwas vom Bogen in den Wolken, der nach der Sündflut erschien, hat der Humor doch. Im unversiegbaren Freudenschein, der im wahren Christenherzen trotz allen Leides glänzt, ja schon in dem Bedürfnis nach Friede und Freude in edlen Weltmenschen liegt Unterpfand und Zusage eines gnädigen Gottes, der seinen Bund mit den Menschen macht, nicht ihn zu verderben, noch den dunklen Wetterwolken allein zu überlassen. Gewiß kein Bogen ohne Wetterwolken, aber auch keine Wetterwolke ohne seinen Bogen hoch über den Wolken. Die Freude unter Thränen

ist ein Angeld auf die Freude ohne Thränen. „Selig seid ihr, die ihr hier weinet, denn ihr werdet lachen,“ spricht der Mund dessen, der selbst nie gelacht.

Im Sanctus der Bach'schen H Moll-Messe bricht (wie in Raphael's Sistine hinter dem Jesuskinde das Heer Engelköpfe) ein Chor von Engelstimmen hervor, die im jauchzendsten, lachendsten Kinderjubiläum das dreimal Heilig singen, die heilige Freude aussprechend über den einen gefunden Punkt des Universums: die Heiligkeit Gottes. So wird es sein. Der endliche Sieg der Heiligkeit, d. h. der heiligen Liebe Gottes über alle Bosheit und Finsternis, dieser Sieg der Idee aller Ideen und der Realität aller Realitäten wird uns mit heiligem Jubel und Lachen erfüllen. Wie uns ein Lachen überfällt, wenn Dinge, die uns schwer geängstet und wie unübersteigbare Berge erschienen, vor unseren Blicken in nichts zerrinnen und zum Sandforn werden, so werden wir in der Vollendung herabschauen auf die Erde mit all ihrer Angst. Aber über all der Auflösung unseres Leides, über dem herrlichen Hinausführen des Werks, „das dich bekümmert hat,“ über all den weggewischten, zum Teil so vergeblichen Thränen, über der großen Freiheit nach der kurzen Gefangenschaft wird unser Herz voll „heiligsten Humors“ sein. Denn „wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann wird unsere Zunge voll Ruhmens — unser Mund aber voll — heiligsten Lachens sein.“ Dann werden sich „Christentum und Humor“ ganz und völlig decken.

Aus der Kinderstube.

Allerhand von Kindes Lieb und Lust und Leid.

Wenn man die Leute besucht, dann öffnen einem die „dienstbaren Geister“ „das gute“ Zimmer oder das Staatszimmer und legen sich wie Cerberusse besonders vor ein Zimmer, in das man vielleicht gerade am liebsten eindringe: vor die Kinderstube. „Nein, da nicht hinein, da sind ja die Kinder drin.“ Dem dienstthuenden Mädchen schwebt der Schrecken vor Augen, den ein unbefugter Eintritt anrichten könnte, all die sündflutartige Unordnung, die dicke Luft, das unharmonische Konzert all der Kinderstimmen und die drohende Wetterwolke der gehörigen Schelte der „Gnädigen,“ wenn man den Fremden da hineingelassen hat. Kurz, es ist merkwürdig, daß nicht, wie schon vor der Thüre „Musizieren, Hausieren und Betteln“ durch einen Anschlag verboten ist, auch drinnen vor der Kinderstube eine ähnliche Warnungstafel angebracht ist mit der Inschrift: „Unbefugten ist der Eintritt strenge verboten.“ Und doch — ob nicht vielleicht die Kinderstube das „beste Zimmer“ im Hause ist, das wahre Staatszimmer? Vorn sind Teppiche,

Möbel, ein Klavier und goldene Spiegel, und was sonst der „gebildete Mensch“ in seinem guten Zimmer zu beherbergen pflegt, alles stumm und tot, alles was der Mensch nur hat; aber da hinten in der Kinderstube ist das lebendige Inventar des Hauses, der geistige Besitz, ein Stück des Seins der Hausbewohner — und da hinein lassen sie einen nicht!

Ich weiß, es giebt Leute genug, denen kleine Kinder und alles, was mit ihnen zusammenhängt, etwas unsagbar Peinliches ist; die bereits längst vergessen haben, daß sie selbst einst im Flügelkleide eines Nachthemdchens als Barfüßer herumgewandelt sind. Aber mir ist jede Kinderstube „ein Berg Dothan voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her,“ und ich sage mit dem Magus aus Norden: „Laßt uns aufschauen, daß wir dieser keinen unter den Kleinen verachten!“ Es kommt eben auch hier darauf an, mit welchem Auge man sieht, ja mit welcher Nase man riecht. Die einen atmen nur die schlechte Kinderluft, den andern weht ein Himmelsodem entgegen. Kurz, die Kinderstube ist das Sanktuarium im Hause, wo Engel walten, die sich in der Staatsstube vielleicht gar nie blicken lassen.

„O selig, o selig, ein Kind noch zu sein.“ Dies Stücklein aus „Czar und Zimmermann“ hat aus der ganzen Oper das beste Glück und vielleicht der Verleger noch mehr als der Verfasser damit das glänzendste Geschäft gemacht. Warum? Es liegt nicht an der hübschen Melodie allein, sondern daran, daß eben jeder sich

dabei was denken kann, was leider nicht bei jedem Musikstück der Fall ist, selbst wenn's in Bayreuth aufgeführt wird. Wir sind vieles geworden in dieser Welt, und auch sehr verschiedenes: aber eines sind wir alle gewesen, einer wie der andere: Kinder; und darum kann man auch den Menschen begreifen, der, wenn er nichts mehr werden kann in dieser Welt, doch am liebsten wieder er ein Kind würde.

In der Kindheits- und Jugendgeschichte des Menschen liegt das Geheimnis des Werdens, und das interessiert uns am meisten. Drum liest man so gerne den Anfang einer Lebensgeschichte. Und wunderbar — der ist auch zumeist am besten geschrieben, mit der ganzen und vollen Liebe. Die späteren Kapitel schenkt man sich manchmal und liest nur das letzte vom Scheiden. Anfang und Ende, der erste und letzte Ton im Lied eines Menschenlebens sind zumeist die ergreifendsten. Der spätere Mensch gehört der Welt an; die Welt hat auf ihn gewirkt und er auf die Welt; aber das Kind gehört eben noch uns selbst an. Item:

Was den Jüngling ergreift, den Mann hält, den Greis
noch labet —

Liebenswürdiges Kind: bleibe dein glückliches Teil!

So suchen wir im spätern Mann wieder das Kind
herauszuschälen.

Drum müßte man sich's nicht nehmen lassen, bei seinen Kindern in der frühesten Jugend soviel wie möglich zu sein; aber leider Gottes interessiert das junge

Eltern sehr wenig, weil sie mit dem Kinde nichts anzufangen wissen; gerade dann aber, wenn man am liebsten mit kleinen Kindern umgehen möchte, hat man zumeist keine mehr. Das ist dann die richtige Strafe. Ich suche es darum den Eltern an meinem Teil immer ins Herz zu binden, was sie an ihrem kleinen Insassen haben, und daß sie recht geizig sein sollen mit der Zeit, wo der Bursche noch klein ist, weil sie da allein ihr eigenes Leben studieren können. Dieses Rezept verschreibe ich ihnen meist im Toaste, wobei man den Leuten eher etwas sagen kann. Zum Exempel las ich einmal, eben zu einer Taufe eilend, die allbekannte Inschrift im Hausgang, die ich oben erwähnt: „Betteln, Musizieren, Hausieren, Lumpensammeln ist hier verboten. Briefboten gehen die Hintertreppe herauf.“ Da faßte ich die Eltern beim Toaste und sagte: „Es ist gut, daß sich euer Kind an die Tafel nicht gekehrt hat. Denn erstens ist's ein Bettler, und zwar ein ganz gehöriger, der zu euch vor die Thüre kam. Nicht einmal ein Hemd hatte er auf dem Leibe, nicht einmal eins aus Papier; nichts als eine leere Hand und einen hungrigen Schnabel, und doch — ihr habt ihn nicht von dannen gejagt, sondern aufgenommen. Ob ihr nicht die Ahnung habt, daß ihr eigentlich die Bettler seid, und das Kind der reiche Mann? Was wäret ihr ohne dies Kind? doch eigentlich zwei recht arme, betrübtte Leute. Ihn werdet ihr später anbetteln: ‚Kind, gib mir einen Kuß, gib mir ein Händchen, sag mal ‚lieber Papa!‘ Und wie reich kann euch einst der kleine Bettler machen, wenn

ihr's nur recht zu benutzen versteht! Sodann ist's auch ein Musikant, wenn es auch keinen Generalbaß studiert hat. Als Felix Mendelssohn-Bartholdy gefragt wurde, welches die klassischste Musik sei, ob die eines Händel oder Bach, Beethoven oder Mozart u. s. w., antwortete er: „Die klassischste Musik, die ich in meinem Leben gehört, war der erste Schrei meines ersten Kindes! das war Musik!“ Ein Kind ist ein Musikant, der Lieder ohne Worte spielt und singt, und doch das Elternherz legt den rechten Text unter. Der erste Schrei ist die große ‚Duvertüre‘ des Lebens, und der letzte Seufzer das ‚Finale‘ auf dieser Welt; aber wenn Glaube und Hoffnung im Menschen gelebt, reicht das Finale schon in den Anfang der großen Symphonie droben. Euer Kind wird euch manche Lieder singen, es gehört nur das rechte Ohr dazu, sie zu verstehen, wenn sie in mancherlei Tonart gehen. Vom Hausieren und Lumpensammeln kommt dann auch noch etwas vor — kurz, ich suche den Eltern ihren Schatz recht ins Herz zu binden und ihnen zu sagen, sie möchten doch die kurze Zeit auskaufen, in welcher sie ihn besitzen.

Alle rechte Freude am Kinde hat ihren tiefsten Grund und ihre Weihe in der Achtung vor dem Kinde. „Respekt vor den kleinen Majestäten!“ mahnt Graf Zinzendorf, und der Philosoph Herbart sagte das berühmte Wort: Für Kinder ist das beste gerade gut genug!“ — und ein alter lateinischer Dichter lehrt: „Maxima debet puero reverentia,“ d. h. „die größte

Ehrfurcht vor dem Kinde!“ Aber hilf Himmel! wer glaubt das? Geht z. B. in eine Schule und überzeugt euch einmal von der Ehrerbietung des Lehrers vor den Kindern! Daß das Kind Respekt vor dem Herrn Lehrer haben müsse, mag er nun sein wie er will, das steht dem „Herrn Lehrer“ fest, aber daß er auch umgekehrt ihn vor seinen Scholaren haben müsse, leuchtet den wenigsten ein. Vielen sind Kinder und Unterricht eine Last, und jener junge Provisor hat nur gesagt, was tausend andere seiner Kollegen denken: „Mit diesem Schulhalten verplempert man seine beste Zeit!“ Von der Verachtung der Jugend hört man viel mehr Exempel als von der Hochachtung. „Aus dir wird dein Lebtag nichts!“ diese entmutigende Prophezeiung wird täglich über Tausende von Kindern ausgesprochen. Zum Glück ist's eben nicht wahr, und oft gerade die, die solche bittere Pille geschluckt und denen sie im Magen und Herzen gewurmt hat, sind schließlich was Tüchtiges geworden. Deswegen soll allerdings nicht geleugnet werden, daß es Schlingel und Faulpelze giebt, aus denen ihr Lebtag nichts wird. Aber in nichts irren sich die „Pädagogen“ mehr, als in der Prophezeiung über ein Kind, vornehmlich die in den Gelehrtenschulen, die doch keine „Irrenhäuser“ sein sollten. Ein Kind ist doch ein Baum, und Bäume wachsen nicht ein Jahr wie das andere. Sie haben ihre „Schußjahre“ und dann bleiben sie wieder stehen; dazu kommt auch in einem Jahre mehr Sonnenschein und im andern mehr Regen. Aber wo ist die

Geduld auch bei den Eltern! Da soll so ein Kind ein wie das andere Mal seine Censur ohne Klex mit nach Hause bringen — und wenn es sich abgemüht hat und alles gethan, was es zu thun schuldig war, dann steigt es auf der immensen Feuerleiter des Olympos auf die Sprosse „ziemlich befriedigend.“ Daß das Wort „befriedigend“ eigentlich gar nichts sagen will, da man gar nicht weiß, wie groß der betreffende Wissenschaftsdurst des Herrn Lehrers ist, ist klar. Es geht doch auch da wie beim Biertrinken. Der eine ist erst „ziemlich befriedigt,“ wenn er seine fünfzehn Seidel eingenommen, während der andere mit dreien „völlig befriedigt“ ist. Daß aber ein Milligramm Lob oft mehr ausrichtet, als sechs Hektoliter Tadel, wissen auch nicht alle. — Kurz, wenn ich an das Kapitel unsrer heutigen „Schulverbildung“ komme, möchte ich auch, wie jener Professor, an den Rand des Kollegienheftes schreiben: „Hier wird geschimpft.“

Es ist eben die alte Geschichte der Jünger, die den Kindern „wehren“ wollten, deswegen, weil sie ja „nur Kinder“ seien! Welche Taxation aber erfahren die Kinder aus dem Munde des Herrn! Da rückt er ein Kind in die Mitte seiner alten gescheiterten Jünger, und das Kind in seinem weißen Hemdlein wird zum Propheten und König, und sein Kinderhemd zum Propheten- und Königsmantel. Kurz, woher kommt's, daß so wenig Leute für Kinder schreiben können, und am allerwenigsten die, die immer mit Kindern umgehen? Das ist meist

so ungenießbares, trocknes Zeug, so ohne Salz und Witz, daß es einen erbarmt, wie's denn überhaupt zum Erbarmen ist, daß es so viel langweilige Menschen giebt. Das kommt aber mit daher, daß das Bißchen Mutterwitz, was die Kinder eingesogen, ihnen durch gründliche Abführmittel in der Schule, sei's von oben oder von unten appliziert, abhanden gekommen ist. Es ist zwar schändlich, daß man die Kinder mit den „Narren“ in einen Topf wirft, wenn man von ihnen spricht, daß sie beide die Wahrheit sagen; aber man könnte darum auch wohl das Shakespearesche Wort, das schon einmal in diesem Buche steht, auch von den Kindern sagen:

„Seitdem das Bißchen Weisheit, was die Narren besitzen, schweigen muß, macht das Bißchen Narrheit, was die weisen Leute besitzen, viel Parade.“

Kurz, ich möchte allerdings, daß für gewisse Leute über der Kinderstube dennoch das Wort stände: „Unbefugten ist der Eintritt verboten.“

Freund Juncke in Bremen hat ein treffliches Büchlein geschrieben: „Gottes Weisheit in der Kinderstube.“ Schon lange hatte ich auf solch Büchlein gewartet, das einmal die Kinderstube mit der Feder so illustrierte, wie Ludwig Richter und Oskar Pletsch es verstehen mit dem Bleistift. Wieviel kleine Philosophen wandeln da herum, die mehr fragen können, als einer antworten kann, just wie die Professoren, wenn sie einen im Examen vor sich haben, und leider meist fragen, was der Herr Kandidat nicht weiß. Das alte Wort bleibt wahr: „Aus dem

Munde der Unmündigen hast du dir ein Lob zubereitet," und Freund Rückert stellt dem Kindermund das herrliche Atteft aus:

„Vogelsprachekund — Weisheitsfroh — wie Salomo.“

Es sollte doch keine Mutter versäumen, ein stilles Tagebuch zu führen über ihr Kind, dahinein freilich der kleine Mann nicht blicken dürfte. Man meint, man könne es nicht vergessen, was solch ein Männlein oder Fräulein gesagt, oft so überraschend, wie aus einer andern Welt her — und man vergißt es doch. Nie wieder, wie in den ersten sieben Jahren, kommen einem Kinde solche Gedanken. Oft sind sie wie ein plötzlicher Centralblick in das Wesen der Dinge hinein, ein Treffer ins Schwarze; oftmals das Resultat langer Beobachtung, eine Wunderblume, die sich, nachdem sie still gekieimt, entfaltet — kurz, wer will die Gedankenschwingungen in einem Kindeskopfe beschreiben? Darum wollen oft Kinder nicht auf Kommando sprechen; sie sind vielleicht gerade, wie wir Alten, an irgend einer höchst wichtigen Gedankenarbeit, aus der wir uns auch nicht stören lassen wollen. „Je edler ein Geschöpf, desto leichter ist es verwirrt,“ sagt Kingsley, „und darum sind Kinder auch so leicht verwirrt und oftmals ist selbst eine Unwahrheit oder Troß aus Kindesmund und Herz Folge eines solchen raschen, verwirrenden Eingreifens.“

Wie manches würde der kleine Philosoph sagen, wenn er nur nicht ausgelacht würde! Aber ein solches Lachen der Thoren vertreibt manche Weisheit.

Ein Kind ist doch ein Stück Welteroberer, es muß der Welt, die uns umgiebt, erst Herr werden und sie begreifen; Weltentdecker, wie Kolumbus, die über dem Sichtbaren eine andere Welt ahnen. Ein Kind tastet mit seinen kleinen Händchen an der großen Blindenschrift der Natur, an diesen Hautreliefbuchstaben, und es liest daraus Gottes Güte, Majestät und Größe, und der erste Artikel des christlichen Glaubens ist ihm viel einleuchtender als alle Uffentheorie; ein Realist wird es sein, aber kein Materialist. Der alte Goethe hat recht, wenn er die Lebensalter schildert: „Ein Kind ist ein Realist, ein Jüngling ein Idealist, ein Mann ein Skeptiker, ein Greis ein Theosoph, er sieht, wie in dieser Welt alles abhängt. So ist es und war es und wird es sein, und das hohe Alter beruhigt sich in dem, der da ist und der da war und der da sein wird“ — gerade wie das Kind, das seine Ruhe und seinen Frieden in dem unbewußt eingeatmeten Gottesodem findet. — Aus diesen Gedankenschwingungen im Herzen des Kindes kommen seine Worte, die wie geöffnete Fensterläden sind, den Einblick in die Wohnung einen Augenblick gestattend. Ich will nur ein paar solcher Kindergeschichten hersetzen, wie sie mir eben in den Sinn kommen.

Es liegt ein tiefer psychologischer Zug darin, wenn jenes vierjährige Kind im Schlesierlande, das bei aller Frömmigkeit und Tugend doch ein bedeutender Verehrer des Zuckers war, allein mit seinem Schwesterchen in der Stube sich befindend, angefißt der gefüllten Zuckerdose,

das Schwesterchen fragt: „Du Grete, ist der liebe Gott auch hier bei der Zuckerdose?“ und als die Kleine es dessen versicherte, die Hände faltet und sagt: „Dann bitte, lieber Gott, gehe mal ein bischen raus.“ — Es bezeichnet gewiß auch die etwas handfeste pommerische Phantasie, wenn jener vierjährige Junge seiner Mutter sagte: „Mama, wenn ich einmal gestorben bin, dann gibst du mir einen Knüppel in den Sarg, nicht wahr?“ Entsetzt über diesen Wunsch, fragt die Mutter: „Aber mein Kind, ich bitte dich, wozu denn?“ Der Junge antwortete: „Wenn ich in den Himmel komme, will ich damit alle Engel totschiagen!“ „Aber Kind,“ sagte die Mutter mit steigendem Entsetzen, „warum willst du das thun?“ „Ja,“ antwortete der Knabe, „damit ich dann den lieben Heiland ganz für mich allein habe.“ Gewiß eine feine Verbindung von Liebe und Egoismus. — Ein ästhetisches Gefühl läßt sich jenem fünfjährigen Mädchen nicht absprechen, das, nachdem es durch den Antikensaal des alten Museums in Berlin gegangen, sagte: „Mama, da will ich nicht wieder hinein, da ist entweder alles unanständig oder kaput.“ — Wieder ist es eine höchst harmlose Anschauung vom Tode, wenn ein Kind, das mehrere Geschwister verloren hatte, auf die Frage, wenn denn das letzte begraben worden sei, die Antwort gab: „Vater läßt uns gewöhnlich morgens um 6 Uhr begraben.“ — Welch eine Zuversicht zu der Liebe der Mutter liegt in folgendem: Meta, ein Dienstmädchen, drohte einem Kinde, sie wolle es in die Hölle schmeißen; darauf

tröstete das kleine dreijährige Schwesterchen diese grausam zur Hölle verurteilte Vierjährige mit den Worten: Wenn dich die Meta in die Hölle schmeißt, dann holst dich Mama wieder heraus.“ — Oder welche schöne Gedankenverbindung liegt doch in folgendem: Ein größerer Junge kommt mittags aus der Schule und hat in seinem neuen Paletot soviel Kalkflecke, daß ihn die Mutter scheltend empfängt: „Wie siehst du aus? Weißt du nicht, daß der Kalk Löcher frißt? Denkst du denn, Vater kann dir alle Tage einen neuen Paletot kaufen?“ Der Junge erzählt ganz betrübt, wie er dazu gekommen. Er sei bei einer Kalkgrube vorbeigekommen, in die ein anderer Junge hineingefallen, und da habe er gedacht, es heiße doch: „Du sollst deinem Nächsten helfen in allen Leibesnöten“ und da sei er zugesprungen und habe den Jungen herausgeholfen, wobei sein Rock so beschmutzt worden. „Nun,“ sagte die Mutter, „wenn es so ist, da will ich schon mit Vater reden, daß er nicht böse darüber ist, und es soll dir vergeben sein.“ „Ach Mutter, wenn du vergeben hast, dann ist ja alles gut, da kann der liebe Gott auch machen, daß der Kalk den Paletot nicht frißt!“ Ja, der Knabe fühlte ganz richtig: Wo Vergebung der Sünden ist, da ist auch Leben und Seligkeit!

So viel einmal von Kindesweisheit, von der man ja Bücher schreiben könnte. Nun noch ein Stück von Kindes Freud und Leid. Freude ist eigentlich sein

Clement, das Leid nur etwas von außen kommendes,
und es ist wahr:

Was Freud' ihm giebt, das scheint es nur zu fühlen,
Kein innerer Schmerz verkümmert seine Ruh,
Nur wenn ein Dorn die zarte Hand gefangen,
Schleicht das Gefühl der Unlust in sein Herz.
Ein Beilchen winkt, sein Kummer ist vergangen,
Die Lust wohnt in ihm — außer ihm der Schmerz.

Jean Paul hat recht, wenn er sagt: „Im Kinde tanzt noch die Freude, im Manne lächelt oder weint sie höchstens.“ Ein Kind freut sich so innig, so voll und ganz, so daß wir sagen, wenn wir die größte Freude beschreiben wollen: „Er hat sich gefreut wie ein Kind!“ Ja, du alter Mensch, warum kannst denn das nicht auch? Wieviel brauchen wir Alten doch, und was müssen wir alles herbeischleppen, wenn wir uns freuen wollen, und wie wenig braucht ein Kind! Kindeshand ist leicht gefüllt. Das ist wahr. Ich sah einmal vom Fenster aus ein kleines Kind, das hatte ein Stückchen geschliffenes Glas von irgend einem verschlossenen Kronleuchter in der Hand, hielt es gegen das Licht und sang dazu. Die selige Freude, die es an diesem Glascherben empfand, ist nicht zu schildern. Es sang in immer neuem Jubel, sobald das Licht sich in anderen Farben brach, und seine Freude war ohne Ende. Wenn man diesem Kinde später im Leben einen Diamanten von derselben Größe gegeben hätte, so hätte es sich nicht mehr darüber freuen können, wie über den Glascherben. Kinder sehen

das Leben durch das Prisma der Hoffnung, und da schimmert die Welt in tausend bunten Farben. „Giebt es etwas Schöneres, als ein froh singendes Kind? Darum ist es eben gerade das Spielen, was alle Kräfte eines Kindes im frühesten Alter entfaltet. Wo kann denn nun das Kind seine Herrscherkräfte, seinen Widerstand und sein Vergeben, sein Geben, seine Milde, kurz, jede Blüte und Wurzel der Gesellschaft anders zeitigen und zeigen, als im Freistaate unter seinesgleichen? Schulet Kinder durch Kinder! Der Eintritt in den Kinderspielplatz ist für sie einer in ihre große Welt und ihre geistige Erwerbsschule ist im kinderlichen Spiel- und Gesellschaftszimmer. Es trägt z. B. oft einem Knaben mehr ein, Prügel selber anzuteilen, als sie zu erhalten vom Hofmeister; desgleichen mehr, sie von seinesgleichen, als sie von oben herab aufzufangen, und die Kinder lieben keine Spiele so stark wie die, worin sie zu erwarten oder gar zu befürchten haben; so früh spielt schon der Dichter mit seinem Knotenknüpfen und Lösen im Menschen. Das Spielen und Treiben der Kinder ist folglich so ernst und gehaltvoll an sich und in Beziehung auf ihre Zukunft, als unfres auf unfre. Wie z. B. das Schachspiel Krieg- und Regierunterricht aufzuziehen soll, so wächst auf dem Spielplatz der künftige Lorbeer- und Erkenntnisbaum; denn erst auf dem Spielplatz kommen sie aus dem Vokabeln- und Hörsaal in die rechte Expeditionsstube und fangen die menschliche Praxis an.“

Und welche Freude am eigenen Schaffen haben

Kinder! Ich möchte in solchem Kinderwerk ein liebliches Abbild der sechs Tagewerke der Schöpfung sehen. Mit welchem Herrscherblick schaut das Kind auf sein Tischchen mit den Spielsachen und baut seine Häuschen; es weiß ganz genau, wohin es sein Klötzchen stellen will, und hat seine eigenen Gedanken, die man ihm nicht stören darf, es könnte sonst mit Archimedes sprechen: „Bertritt mir meine Kreise nicht.“ Das Kind hat volle Freude an dem eigenen Spiel und Thun, und am Schluß seines Werkes immer die volle Befriedigung: „Es war alles sehr gut.“ Man sollte nur ein Kind ruhig gewähren lassen: aber da verderben die großen Brüder soviel, und die Schwestern, und die Schulmeister, und so kommt es, daß Menschen als Originale geboren werden und als Kopien sterben.

Wer einmal die Gedichte des Schwaben Schmidlin liest, des früh verstorbenen, findet darin das Herzigste, was man im Reim über Kinder sagen kann. Ob er nun den kleinen „Hausgözen“ schildert, — das Kind, um das sich alles im Hause dreht, dem alles huldigt, — oder das spielende Kind, das mit seiner Arche Noah das tausendjährige Reich vorbildet, indem es den lahmen dreibeinigen Löwen an das Lamm lehnt und so die Verheißung wahr macht, „daß Lamm und Löwe nebeneinander weiden sollen,“ — kurz, das war ein Mensch, der Auge und Herz für die Kinder hatte.

Freilich fehlen die Molltonarten nicht im Leben der Kinder. Mit seinem Weinen, mit welchem es den Lebens-

morgen begrüßt, ist es schon ein Prophet dessen, was ihm begegnet. Der alte Abraham a Santa Clara sagt darum nicht umsonst: „Da könnt ihr sehen, was der Mensch ist: wenn er geboren wird, weint er und macht ein krummes Maul, daß er in diese krumme Welt kommt. Dann wickelt man ihn ein und bindet ihm Hände und Füße wie einem Malesikanten, daß er sich nicht rühren kann, und giebt ihm einen Knebel in den Mund, damit er nicht schreien kann. So geht die Welt mit ihm um gleich am Anfang, und was wird sie ihm erst später thun!“

Freud' und Leid wechseln schnell im Kinderleben: hinter der vorüberziehenden Wolke strahlt doch gleich die Sonne wieder. Mitten in den Thränenregen fällt der Sonnenstrahl der Freude und glänzt der Regenbogen, als Zeichen, daß die Thränenflut verlaufen und wieder Friede geworden. Und doch lernt das Kind nach und nach den Schmerz. Plötzlich kommt über ein Kind die Ahnung, daß es auch fremde Mächte in der Welt giebt, die die Hand an einen legen. Früher ist's auf jeden Arm gegangen, hat jedem die Händchen entgegengestreckt, nun geht's nicht mehr herunter von dem gewohnten Arm, der seine Festung ist, aus der es sich nicht herauswagt. Es wird fremd gegen die Menschen. Dann kommt das Entwöhnen von der Mutter Brust, der erste große Schmerz im Leben, eine Vorahnung alles späteren „Entwöhntwerdens,“ durch welches allein der Mensch, der so gern „verwöhnt“ werden will, groß, frei und stark wird.

— Des Kindes frohste Zeit im Tage ist der Morgen, wenn es mit den frischen Bäcklein, wie ein warmer Wecken aus seinem Backofen, seiner Wiege herausgeholt wird. Am Abend überkommt das Kind das Gefühl der Angst und des Grauens, es birgt weinend sein Haupt in den Schoß der Mutter.

In jungen Jahren war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich. Jetzt, da ich älter,
Beginn ich zweifelnd den Tag, doch
Heilig und heiter ist sein Ende. —

Nach gerade merkt wohl ein Kind auch das Entbehren und Vermiffen der Liebe. „Ist denn gar keine Liebe mehr auf Erden?“ platzte ein vierjähriges Kind weinend heraus, als ihm selbst seine Mutter vermeintlich unrecht that. Gerade das Gefühl materiellen Rechts bei formalem Unrecht ist's, was einem Kinde den Schmerz bereitet. Es wird für etwas gezankt, wofür es nach seiner Entwicklung noch gar kein Verständniß hat. Wie schwer ist darum das rechte Gebieten und Verbieten, wie schwer das heilige Maß darin! — Wie oft wird das Vertrauen des Kindes getäuscht! In der Jugend wächst diese Pflanze so herrlich und großartig; sie steht im Kindergarten wie eine unserer großen grotesken Blattpflanzen auf grünem Teppich, — im Alter schleppt sie ihr kümmerliches Dasein. Wer ein Kind anlügt, zerstört in ihm auf Jahre hinaus den edelsten Keim.

Zudem giebt's viele Kinder, die eigentlich nie einen rechten Sonnenstrahl am Morgen empfangen, die wie

armes Heidekraut, auf nacktem Fels gewachsen sind. Sie tragen davon auch etwas durchs ganze Leben hindurch. Der Nachtreif, der am Morgen die Blume trifft, wird schwerlich selbst durch eine leuchtende Mittagssonne geheilt.

Freilich am tiefsten irdischen Schmerz, am Sterben und Tode, wird ein Kind mit leiser Hand vorübergeführt. Ihm ist Hochzeit und Begräbnis heutzutage noch, wie den Kindern auf dem Markte zu Jerusalem, interessantes Spiel. Stirbt jemand und der Sarg wird vorbeigetragen, so schaut das Kind auf die lebenden Blumen, nicht auf den Toten, der darunter liegt; ihm dünkt es so schön, den Rosmarinzweig in der Hand tragen zu dürfen und am Hause gesungen zu bekommen. So schaut der Hirtenknabe hinauf zu denen, die man begräbt, die sich freuten im Thal — ahnungslos, daß auch ihm gilt:

Hirtenknabe! dir auch singt man dort einmal!

Je mehr aber ein Kind vom ewigen Leben weiß, von Fülle und Reichtum der Ewigkeit, desto unbegreiflicher erscheint ihm das Leid um die Toten. Ihm scheinen sie nur auf einer Reise begriffen, von der sie jeden Augenblick zurückkehren können.

Ein Kind sah, an der Hand seiner Wärterin gehend, Kinder in schwarzen Kleidern. „Warum sind die so schwarz?“ fragte es. „Die haben ihren Vater verloren!“ antwortete die Wartefrau. „Verloren? Wo ist er denn?“ „Im Himmel!“ „Da ist er ja beim lieben Gott?“ „Ja!“ „Da gehts ihm doch gut, da ist's ja

so schön?“ „Gewiß, mein Kind!“ Da schaute es mit großen Augen auf und sagte: „Und das nennt ihr alten Leute ‚verloren‘?!“

Sei's nun genug. Wir werden unsern Kindern nicht alles Leid ersparen können und sollens auch nicht. Es ist einem Menschen köstlich, sein Joch tragen in der Jugend. Aber wir sollen dem Kinde kein Leid bereiten, keines ärgern, — wohl aber es vorbereiten auf das Leid des Lebens. Wer dem Kinde wahre Freude, Licht, Lust und Sonnenschein gewährt in heiliger gottgewollter Weise, der wird ihm ein Kapital mitgeben, davon es auch in armen Tagen wie von reichen Zinsen lebt.

Summa! Bringe überall ein Kindesherz und ein Kindesauge mit, solch alter Mensch du auch sein magst, — rette dir das Kind auch im Manne, und wenn du zum Besuche kommst, gehe in die „gute Stube“ des Hauses, in die Kinderstube!

Über Gesellschaften und Geselligkeit.

„Sie werden uns doch nicht hier etwas vorträumen wie einst über „das Leben,“ wo Sie uns unter dem unschuldigen Titel eines Sommernachtstraumes von Bazar- und Wohlthätigkeits-Vereinen, von Furien der Barmherzigkeit und anderen unerhörten Dingen sprachen?“ — so fragte mich jemand, als ich ihm von diesem Thema anfang. Ich gestehe, daß ich allerdings nicht übel Lust hatte, wieder zu träumen und die Menschenkinder im Traume als unsichtbare Zuschauer durch verschiedene Gesellschaften zu führen und dann die Wahl zu überlassen, welcher sie sich anzuschließen gedächten. Indessen man träumt nicht immer mit gleichem Glück und hört auch nicht gern Träume erzählen. Dazu gehört auch unser Thema selbst einer zum Teil recht schlimmen Traumwelt an, aus welcher früher oder später ein sehr entnüchtern- des Erwachen, wie ich fürchte, erfolgen wird, und schlimmer noch: alle Besserungs- und Änderungs-Vorschläge werden am Ende in das Reich der Träume verwiesen. Um den Traum kommt darum der geneigte Leser nicht.

Der Pulsschlag unseres öffentlichen Lebens wird nicht bloß an einer Erscheinung, etwa der politischen, gefühlt, ebensowenig als am menschlichen Körper der Puls bloß an der Hand gemerkt wird. Das gesellschaftlich-gesellige Leben ist aber ein recht fühlbarer Pulsschlag. Jede unserer Anschlagssäulen zeigt in verschiedensten Abstufungen, wo und wie unser Volk seine öffentliche Erholung und seine Geselligkeit sucht und findet, und unsere Gesellschaften zeigen dasselbe, nur privatim. Wie an der Blüte die Blume, so wird an seiner Freude und Erholung der Mensch und auch ein Volk erkannt. Darum ist das gesellschaftlich-gesellige Leben jederzeit auch ein Gradmesser des sittlichen Zustandes eines Volkes gewesen. Die geselligen Zustände waren die Sturmvögel, die das Herannahen des Gewitters verkündeten; denken wir an die Tage des römischen Kaisertums, Ludwig XIV. und XV., an die Tage vor der französischen Revolution; an die Tage der späteren napoleonischen Herrschaft. Sie waren aber auch die Frühlings-Schwalben einer kommenden besseren Zeit — wir denken an die Tage der Reformation, an die Zeiten der Freiheitskriege, des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise. Hier ist ein großes, weites Feld der sinnenden Betrachtung geöffnet, und Gelegenheit gegeben, den Völkern ins Herz zu sehen und auch unserm Volke in allen seinen Schichten den Spiegel vorzuhalten.

Ich habe mir für den Raum dieser Blätter das Thema enger stecken und mich vornehmlich auf die

Erörterung der Fragen beschränken müssen: In wie weit decken sich in unseren Tagen die beiden Begriffe „Gesellschaft“ und „Geselligkeit;“ in wie fern widersprechen sie sich geradezu und schließen sich aus? Sind unsere gesellschaftlichen und geselligen Zustände wirklich im großen und ganzen dazu angethan, uns zu fördern, geistlich und sittlich zu heben, und uns selbst und unserem Berufe gestärkt, gehoben wiederzugeben, oder wirken sie erschlassend, entnervend? Verdient unser geselliges Zusammensein wirklich den Namen einer Erholung oder nicht vielmehr einer Arbeit, anstrengender als alle anderen Arbeiten, — und was haben verständige und anständige Menschen zu thun, um als gesunde Fische gegen den allgemeinen Strom zu schwimmen und in ihrer Sphäre, nach ihren Kräften eine wahrhaft Geist und Herz erquickende Gesellschaft und Geselligkeit darzustellen?

Mit abstrakten Begriffen, wie sie eine philosophische oder theologische Ethik aufzustellen genöthigt ist, wäre wenig geholfen. Wir könnten uns durch viele Seiten über Definitionen streiten, ohne weiter zu kommen: wir könnten auch Gefahr laufen, als richtige Pharisäer erfunden zu werden, denen das Wort gilt: „Thut nach ihren Worten, aber nicht nach ihren Werken!“ Könnten auch vielleicht uns sonnen im Glanze des Wortes: „Ich danke Dir, Gott, daß meine Geselligkeit nicht die ist, wie bei Excellenz A. oder Herrn B.“ statt mit einem aufrichtigen Zöllnerschlag an die Brust hinabzugehen in unser Haus über dem, wo wir gefehlt; wo wir wider

besseres Wissen mitgemacht, den verwundenden Stachel nur zu oft gefühlt und ihn doch immer tiefer in das Herz gedrückt haben. Gehen wir vielmehr in lebensvolle Schilderung ein und suchen wir unseren Anzug zu ordnen, nachdem wir vor dem Spiegel gestanden haben.

Wenn eine Zeit, so ist es die unsere, welche den Menschen zum Menschen treibt, die ihn mit und wider Willen in Verbindungen gebracht, die früher bei der Abgeschlossenheit der Stände, bei dem Mangel an Verkehrsmitteln nicht dem Namen nach da waren. Wir sind gezwungen, beruflich mit einer Menge von Menschen zu verkehren, die uns gegeben sind, die wir uns nicht ausgesucht; um so mehr wird das Bedürfnis bei jedem edlen Menschen hervortreten, einmal nach Stille, Abgeschlossenheit und Vertiefung, — auf der anderen Seite aber auch, bei den hochgespannten und hochgesteigerten Anforderungen an unsere geistige und körperliche Kraft, nach Erholung im geselligen Verkehr nach des Tages Last und Hitze.

Der Beruf füllt doch nur eine Seite unseres Wesens aus, macht uns vielleicht einseitig, hart und herbe — läßt vor allem das Leben des Gemütes zurückgedrängt werden. Wir möchten darum befreit werden, ein Komplement, eine Ergänzung finden für die Arbeit, wir wünschen auch zu genießen. Ich weiß, daß man das nicht bloß in der Geselligkeit finden kann; in Natur und Kunst liegt ein Umgang edelster Art und doch werden sie uns die Menschen nicht ersetzen. Wir können Frau

von Staël begreifen, die einmal sagte: „Ich könnte am Meerbusen von Neapel meine Fensterladen schließen, aber fünfhundert Meilen zu Fuße gehen, um einen einzigen genialen Menschen zu finden, mich mit ihm zu unterhalten.“ Die schönsten Tugenden: Demut, Bescheidenheit, Menschenliebe, sie werden gerade im wahren geselligen Umgange erlernt und finden hier die Stätte ihrer Bewährung. Einem Menschen, dem geselliger Umgang Überfluß oder auch nur notwendiges Übel zu sein scheint, fehlt eben etwas, was zum wahren Menschen gehört. Wir werden die Gesellschaften auch nicht ändern und bessern, wenn wir uns schmollend von ihnen zurückziehen.

Sehen wir nun zu, in wie weit diese Gedanken über Geselligkeit und geselliges Bedürfnis, die man mir vielleicht zugiebt, sich realisiert finden in der Weise des größten Theiles unseres geselligen Verkehrs. Selbstverständlich schließe ich alle die gesellschaftlichen Verbindungen bestimmter Fachgenossen, die ganze Zahl der sogenannten Kränzchen aus, die einen bestimmten Zweck neben oder trotz der Geselligkeit haben, wobei letztere als Nebensache erscheint.

„Gott sei Dank, daß wir uns wieder haben und wieder wir selbst sein können!“ sagte nach einer Gesellschaft eine junge Frau, ihrem Manne um den Hals fallend. In diesem ehelichen Mondschein-Genrebild liegt eine treffende Kritik unserer geselligen Zustände. Die Gesell-

schaft hat diese beiden also nicht sich ihnen selbst wieder gegeben, sondern sie haben sich selbst verloren, während sie unter anderen sich bewegten. Sie mußten außerhalb ihrer selbst wandeln, eine Rolle spielen, die sie gegenseitig einander entfremdet. Ihr Bestes und Eigenstes ist weder ihnen noch anderen zum Bewußtsein gekommen. Trennend statt verbindend hat die Geselligkeit sich zwischen sie gedrängt. Sie sollten sich erholen an den Menschen, nun sind sie froh, sich von den Menschen zu erholen. Daher der Aufschrei: „Gott sei Dank, daß es vorüber!“ Dies Paar war keines von den schlechtesten; wo solch kräftige Reaktion sich Luft macht, ist noch ein edler Kern vorhanden im Bewußtsein: das ist keine Geselligkeit! Aber endet nicht bei vielen ihre Geselligkeit in diesem Seufzer, und zwar nicht bloß derer, die in die Gesellschaft gingen, vielleicht noch mehr derer, die sie gaben? Beide sind — einer Last los, einer Verpflichtung ledig, wobei sie dieselbe wohlthuende Empfindung haben, als wenn sie etwa ihre Hausmiete oder ihren Steuerzettel bezahlt haben. Auf ihrem Budget stand, wenn sie überhaupt eins gemacht, der Posten: „Für Geselligkeit,“ und der muß erledigt werden. Schon lange hat dem Manne der Boden unter den Füßen gebrannt, und mehr als einmal hat er zu seiner Frau gesagt: „Wir müssen nächstens was geben!“ Ja, was? wen? wo? wie? Alle Formen der Topik und Aufsatzlehre hindurch. Was soll ich sagen? Lesen wir Gerhard von Amyntor's „hypo-chondrische Plaudereien,“ was unter dem Kapitel „Soiréen“

steht, und wir werden lachend zugestehen, was dieser entsetzliche Mann über die „Massenschlacht“ sagt, welche der Geheime Rat zu liefern beschloffen.

Ich weiß, es giebt eine Art gesellschaftlichen Verkehrs, in welcher das gesellige Element im höheren Sinne von vornherein ausgeschlossen ist. Gerade was wir bei einer wahrhaften Geselligkeit wünschen: unserer Würden und Bürden, unserer äußeren Lebensstellung entkleidet zu sein, der engen Schuhe, die uns drücken, alles dessen, was wir nur vorstellen und besitzen, aber nicht sind, — giebt uns dort das Recht des Erscheinens. Es sind Stellungen, die zu repräsentieren gezwungen sind, Exzellenzen, die ihre Repräsentationsgelder dazu empfangen, um zu „empfangen“ und ihr Haus zu öffnen. Die Eigentümlichkeit dieser Gesellschaftlichkeit ist das Phänomen, die Erscheinung. Das Gespräch, die Konversation muß sich auf der Oberfläche halten, es ist nicht guter Ton, ein tieferes Thema zu berühren. Bis zu einer gewissen Menschenklasse werden die Leute eingeladen, nicht um ihrer, sondern ihrer Stellung willen, und bei irgend einem Rang schnappt die Sache ab — vielleicht gerade da, wo die wahren Menschen anfangen.

Wir wollen dieser formellen Gesellschaftlichkeit nicht allen Wert und Bedeutung absprechen; die äußeren Berührungen können ja auch zu inneren Anknüpfungspunkten werden. Sicherheit und Leichtigkeit im Benehmen, die nur da gelernt werden, haben immerhin ihren Wert. Nur verschone man uns damit, diese Art „Gesellschaft“

zu nennen, wo nur die Äußerlichkeit, der Rang und Stellung die Menschen bindet und jeder nur so viel ist, als er vorstellt.

Nahe verwandt mit diesen mehr beruflichen Gesellschaften, die abgemacht werden müssen, sind die Gesellschaften des sogenannten Salons — der sogenannten „guten Gesellschaft,“ oder mit weniger Bescheidenheit geredet, überhaupt „der Gesellschaft.“

Es gehört ein nicht geringer Grad von Überhebung, wenn nicht Anmaßung dazu, überhaupt dies Wort zu gebrauchen, als ob alles andere überhaupt keinen Anspruch machen dürfe auf den Begriff Gesellschaft und nur plumpe, unbewegliche Masse oder Haufe wäre. Sieht man aber nun erst hinein in diese Art „der Gesellschaft“ oder der „guten Gesellschaft,“ so begreift man völlig den Ausdruck nicht. Um das sagen zu dürfen, „wir sind die Gesellschaft,“ müßte sie in sich alles fassen, was von Geist und Gemüt, von Adel des Bluts nicht bloß, sondern der Gefinnung, von Feinheit der Form, von Anstand in höchster Potenz überhaupt zu denken wäre. Gerade, weil ich vom Adel deutscher Nation immer noch denke, daß er vermöge seiner Tradition, seiner freieren Lebensstellung im Stande wäre, die Gesellschaft darzustellen als Vorbild für alle anderen — deswegen tritt um so schmerzlicher das Zerrbild der sogenannten „guten Gesellschaft“ mir vor die Augen. Jener Artikel in den hypochondrischen Plaudereien mit der Überschrift „die gute Gesellschaft“ und dem klassischen Anfang: „Es giebt viel Er-

bärmliches auf diesem Erdenrunde," geißelt unbarmherzig diese moderne Heuchelei gesellschaftlicher Zustände, die Erbärmlichkeit ohne Konsequenz im Charakter. Es klingt wie Geisterchor, wenn er davon sagt: „Diese gute Gesellschaft amüsiert sich, tanzt und diniert auf einem Vulkan, wie es der Adel von 1789 that.“

Wenn man die Referate über solch eine Gesellschaft der Salons liest, glaubt man eher in einem Schneider-Atelier, in einem Bijouterie-Laden, in der Küche eines Hoftraiteurs oder in einem anatomischen Wachsfiguren-Kabinett, als in einer Gesellschaft, namentlich der „guten“ gewesen zu sein.

Man besucht ihrer drei oder vier an einem Abend, ohne zu merken, daß darin im tiefsten Grunde eine Verachtung sämtlicher vier Gesellschaften liegt. Man gleicht einem Menschen, der aus vier Töpfen zu gleicher Zeit ißt. Daraus resultiert die leibliche und geistige Erschlaffung, die Unfähigkeit zu aller tüchtigen Arbeit am folgenden Tage, und es bedarf dann wieder der weiteren Anregung und Aufregung, um die des vorigen Tages vergessen zu machen. Das ist aber kein geistiges Leben mehr, sondern das Leben eines — verzeihen Sie mir den Ausdruck — galvanisierten Frosches. Sie wissen, daß man dies Geschöpf, wenn schon tot, durch einen eingeführten galvanischen Strom zu einem gewissen Leben bringen kann. Sehen Sie sich das Leben eines solchen Gesellschaftsfrosches an. Morgens bis elf Uhr im Bette liegend, beginnt der Strom mit Zuckungen der Arme

und Beine, bis endlich das Geschöpf gähmend vor dem Spiegel steht. Im Laufe des Nachmittags belebt es sich zusehends und gegen acht und neun Uhr fängt der galvanische Strom an, in volle Thätigkeit zu kommen. Um halb zehn Uhr ist es so weit (nachdem es vorher noch zwei Akte im Theater gesehen oder einem Teil einer Musikaufführung beigewohnt, um den nötigen Stoff zur Unterhaltung zu haben), daß es in die Equipage hüpfen kann, um nun im bunten Getümmel sich zu bewegen. Ist der Strom verbraucht in der ersten Gesellschaft, so geht es in die zweite und erscheint um Mitternacht in der dritten. Im Morgengrauen heimeilend, hört der Strom auf — und wie unter der Sense des Mähers auf blumiger Wiese liegt der arme vermähete, entgalvanisierte Frosch wieder in seinem Bette, um am folgenden Tage das neue Spiel zu beginnen. Nach diesem winterlichen Feldzuge wird der besagte Frosch sorgfältig eingepackt, um in irgend ein Bad versandt zu werden, damit er sich von allen seinen Erholungen erhole. Er kehrt heim, um sich wieder von der Baderholung zu erholen, und ist dann im Winter soweit erholt, um die galvanische Kur aufs neue zu beginnen. Wir begreifen, das Zuviel und Zuoft, das Geist- und Herzlose darin ist, was diese Gesellschaften nicht zur Geselligkeit kommen läßt.

Daß ein öfterer, geschweige denn ein permanenter, winterlicher Aufenthalt in dieser geistigen Gesellschafts-Sahara, in dieser Welt der Schatten und Phänomene, ein Sigen an diesen Tischen, zu denen man satt kommt

und von denen man hungrig aufsteht (im materiellen wie geistigen Sinn), ein Sichbewegen auf solcher Oberfläche, die unter der dünnen Decke den Abgrund birgt — einen Menschen zu verderben im Stande ist, ist klar. Der Ausdruck „Salonmensch“ bezeichnet darum richtig eine Menschenklasse, die nur Schatten und Phänomene in sich faßt, die, nicht mehr im Stande, sie selbst zu sein, zur Gattung und Ziffer heruntergesunken sind; Menschen, an denen schließlich auch inwendig alles ebenso geschminkt, geborgt, gefälscht ist wie an ihrem äußeren Menschen.

Alles, was von gutem, wahren Adel, sei's der Gesinnung oder des Geblüts, des Geistes oder des Schwertes, müßte nicht bloß in der theoretischen Verurteilung dieser Art Gesellschaftlichkeit und Geselligkeit einig sein, sondern auch in der Aufrichtung der „verständigen,“ das heißt „anständigen Gesellschaft.“

Indessen, es sündigen nicht allein die „gute Gesellschaft,“ die aus alten erbeingesessenen oder zu Rittern erst geschlagenen Menschen besteht, sondern eben so sehr auch die Kreise von Besitzern oder Industriellen, Gelehrten und Beamten bis hin zu den verzogenen Lieblingen der Grazien, den Künstlern. Wir begegnen auch hier einer Art von Gesellschaft und Geselligkeit, welche uns völlig vergessen läßt, daß wir uns in einem Hause befinden. Die Zusammensetzung ist eine völlig willkürliche, zufällige. Verwundern darf es darum nicht, wenn schließlich das Wunderbarste in der Wahl der Gäste den

Ausschlag giebt: Der Buchstabe! A bis Z erscheint am 10., M bis Z am 17.! Diese Buchstaben-Menschen mögen nun sehen, wie sie mit einander fertig werden. Der D mag nach dem S schmachten, es hilft ihm nichts. Die Menge muß es bringen; darum erweitert sich auch das Haus zum Hotel. Des Hauses Eigentümlichkeit ist verdrängt. Fremdes Geschirr, fremde Möbel, fremde Dienstboten — (ach, vielleicht mancher nur zu gut bekannt als mit Spindler's Fleckenreinigungs-Anstalt in Verbindung stehender Kleiderfeind) und man kann sich's denken, daß jener Hausherr, sein eigenes Haus nicht mehr kennend, sagte: „Die Leute sind doch recht nett eingerichtet,“ bis ihn der Donnerschlag traf: „Wir sind ja bei Ihnen!“ Tritt nun dazu gar das Übermaß an leiblicher Nahrung, das die Gourmands zur Kritik und Vergleichung herausfordert, so wird die Sache erst recht spaßhaft — wenn nicht traurig. Dort schlürft einer langsam den Wein hinunter, als wäre er in einer Probierstube, und macht ein Gesicht, als wollte er sagen: „das ist 65er, aber er hat noch einen besseren von diesem Jahrgang, den hat er nicht herausgerückt!“ In irgend einem „Wiener-Café“ wird die Gesellschaft im Frühlicht besprochen und kritisiert. Das ist aber der Ruin der Geselligkeit. Die Vorbereitung erfordert so viel Arbeit; die Hausfrauen kommen aus Angst und Sorge nicht heraus; die Kinder datieren, namentlich in kleinen Städten, wo es seltener zu geschehen pflegt, das Jahr nach dem: „Vor oder nach der Gesellschaft,“ das heißt vor dem,

daß wir weggeschubbt wurden in irgend eine Mägde-
stube oder ausquartiert zu einer alten Tante!

Auflösung der Häuslichkeit, Verwandlung des Hauses
in ein Hotel ist nur zu oft die Signatur dieser Art
„Geselligkeit.“ Daraus kann man jenen Seufzer be-
greifen: „Gott sei Dank, daß wir uns wieder selbst
haben!“ Mag auch da und dort in solcher Gesellschaft
eine Dase sich zusammengefunden haben von verständigen
Menschen, deren Verstand sie jedoch nicht vor der Thor-
heit behütet hat, solches mitzumachen — immerhin trifft
auch diese Gesellschaftlichkeit uns nicht besser, gestählter,
mit kräftigeren Schwingen am kommenden Tage an.

Ob nicht ein neckischer Kobold eine Vergleichung
solcher und ähnlicher Gesellschaften ins Ohr raunt? Der
Vergleichung mit einem Gange nach — dem zoologischen
Garten, sans comparaison natürlich. In bunter Reihen-
folge, ohne System, werden halblaut die Namen großer,
zum Teil völlig fremder Tiere gerufen — man nimmt
sich in acht, in irgend eine gefährliche Nähe zu geraten,
und bindet mit den harmlos scheinenden an. Über diesen
bunten Bruchstücken der Naturgeschichte erscheint zuletzt
der große verbindende Generalnenner: das Büffet.
Die große „Hauptfütterung“ der Raubtiere beginnt.
Die große Giraffe kommt am besten weg, an ihre Schöße
hängt sich ein Knäuel kleiner Zweifüßler, die ihre Straße
nicht finden.

Das ist nun der völlige Rückschlag, der Antipode
jener geistig-ästhetischen Thees mit den dünnen Butter-

bröten und den brodelnden Theekesseln der dreißiger und Anfang der vierziger Jahre, denen das Jahr 1848 den Todesstoß bereitet hat (wie denn überhaupt die Politik unendlich viel zur Zerstörung einer harmlosen Geselligkeit beigetragen). Das waren Abende, in denen Geist und Witz, vielleicht oft in erdrückender Weise spielten, wobei der Minderbegabte entweder mit dem Bewußtsein, ein Genie, oder horrend dumm zu sein, schied. Wir kennen den klassischen Vers Geibels:

In der Gesellschaft, wo am blanken Theetisch
Das Wasser brodeln und der Blaustrumpf glänzt,
Und wo prosaisch bald und bald poetisch
Des Geists Rakete durch die Luft sich schwängt,
Langweilt er sich, er liebt es nicht, den Fetisch
Mitanzubeten, den man just bekränzt.
Er schwieg darum und that er auch den Mund auf,
So war's zu gähnen nur von Herzens Grund auf.

Und doch — alles in allem gegen einander gewogen: lieber noch jene viel geschmähten Thees der Aristokratie des Geistes, als diesen „jardin d'acclimatation,“ — wenn auch gleich hier Arbeit mit Arbeit sich tauschte, und geistige wie leibliche Erholung nicht völlig zu ihrem Rechte kam.

Ich wage mich nicht auf das Gebiet der Spielgesellschaften, über die Schleiermacher jene vernichtende Kritik gesprochen hat; noch auf das Gebiet der Välle als einem weitschichtigen Kapitel, jedoch nicht ohne zu sagen, daß hier auch sittliche Abgründe liegen, in die

leicht ein bethörtes Herz fällt, daß nur zu oft ein altes, vielleicht gebrochenes Herz aus jenen Sälen hinabgetragen wird.

Ich fasse zusammen: diese Art Gesellschaften schließt wahre Geselligkeit aus. Sie sind Arbeit statt Erholung, Leistung statt Genuß. In ihrer Abgeschlossenheit sind sie einseitig und langweilig, (wie die Langeweile überhaupt das Geheimnis der vornehmen Welt sein soll) — in ihrer kritiklosen Zusammensetzung verlegend, im überwiegenden materiellen Genuß Herz und Beutel ruinierend, in ihrer Aushäuflichkeit entfremdend, in ihrer Geistlosigkeit aushöhlend und verflachend, statt stählend ermattend und entnervend, weil ohne Ewigkeitsgehalt — zeittötend. In der Erinnerung der Besseren bleibt kein Nachgenuß, nur das Bewußtsein: „das war keine Gesellschaft, keine Geselligkeit — Gott sei Dank, daß wir uns wieder selbst haben.“ So ist denn die Folge dieser Geselligkeit nicht Menschenliebe, sondern Menschenflucht, wenn nicht Menschenhaß. Man eilt im Sommer hinaus und wohin? Antwort: um, als Errungenschaft der Geselligkeit des Winters, dahin zu gehen, wo keine Menschen sind!

Ich gehe zu etlichen Andeutungen nun über, wie etwa eine wahre Geselligkeit zu denken und aufzurichten wäre.

Was wir vor allem betonen möchten: Niemals darf die Geselligkeit die eigentliche Substanz unsers Lebens ausmachen. Sie ist wohl seine Würze, niemals aber sein Zweck, das Dessert, aber nicht die Kost. Darum

muß sie vor allem ihr Maß haben, das, überschritten, sich rächt. Keiner bedarf der Geselligkeit in gleichem Maße wie der andere; keiner soll sie sich mißgönnen, keiner aber auch sich einen Verkehr aufdringen lassen, der ihn übersättigt, erschlaft und ermüdet. Schleiermacher hat darum wohl recht: „Wenn die Teilnahme an der geselligen Darstellung eine Anstrengung wird, die Munterkeit und Frische des Geistes und der körperlichen Kräfte aufhebt, so ist das offenbar ein sündliches Übermaß mit zerstörender Wirkung.“ Hier gilt es doch einmal sich aufraffen und rundweg zu sagen: „Das thue ich nicht mit!“ Wir leiden an einem Zuviel und bedürfen einer knappen Diät, wenn wir gesund bleiben wollen.

Vor allem muß das Maß der Geselligkeit im Verhältnis zum Maße der Arbeit stehen. Wo das Zeitmaß der Geselligkeit das der Arbeit übersteigt, ist sie verderblich. Überhaupt setzt gesellige Erholung als Hauptfaktor Arbeit voraus; die Arbeit giebt allein das Recht der Erholung.

Tages Arbeit, abends Gäste,

Saure Wochen, frohe Feste;

nicht umgekehrt. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen;“ das gilt auch von der Geselligkeit. Die sechs Tage der Woche mit ihrer Arbeit machen den Sabbath des Sonntags allein süß. So bedingen Arbeit und Geselligkeit einander; die Arbeit giebt uns der Geselligkeit als erholungsbedürftige Glieder, und die wahre Erholung in der Geselligkeit giebt uns gestählt, gestärkt der Arbeit

wieder. Nur in dieser Wechselverbindung kann überhaupt die gesellige Erholung von Segen sein.

Die gesellige Erholung hat ihre naturgemäße Pflegestätte, ihren Boden im Hause, in der Familie. Je charaktervoller und intensiver das Familienleben ausgebildet ist, je mehr der warme Hauch wahrhaftiger Liebe und Harmonie die Hausgenossen umschlingt, je mehr sie selbst sich in freier Weise unter einander bewegen und eine edle Geselligkeit unter sich pflegen, desto lieber wird sich um diesen leuchtenden Kristallkern eine erweiterte Geselligkeit anschließen und selbst durchleuchtet werden. Leute, die nur ein Haus machen ohne eines zu sein, können keine wahre Geselligkeit bieten noch pflegen. Wer wollte in einem Hause sich wohl fühlen, in welchem kein edles Verhältnis zwischen den Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern besteht? Warum soll man, nachdem der Tag uns schon mit seiner Arbeit in rauhe Zugluft gebracht, auch noch zu seiner Erholung in ein Haus gehen, wo uns nur sibirische Kälte entgegen weht? wo wir riskieren, einer ehelichen Szene beizuwohnen, die über irgend einer schlecht geratenen Sauce losbricht? Ich citire Schleiermacher: „Sind Heiterkeit und Freudigkeit nicht heimisch im Hause, und sollen sie erst geweckt werden durch freundliche Gäste; ist es ein Bedürfnis, einen größeren Kreis künstlich zu schaffen, weil der natürliche kleinere keine Befriedigung gewährt; will man in dem größeren die Unzufriedenheit und die Sorge vergessen, die in dem Häuslichen sich immer wieder er-

neuert — daraus kann keine von Gott gesegnete Gastfreundschaft entstehen, sondern eben leerer Schein, der in sinnliche Überladung ausartet, wo es dann unendlich besser wäre, sich erst still zu halten und von innen heraus durch Buße sich zu heilen.“

So muß das Haus selbst Licht ausstrahlen, in sich gefestigt sein, wenn es anderen Licht und Halt bieten soll. Je mehr die Eigentümlichkeit eines Hauses wohlthuend einem entgegentritt in dem Reichthum seiner Interessen, auch in seinem berechtigten nicht erdrückenden Schmucke, desto mehr wird man für sein eigenes Haus Anregendes mit hinabnehmen, desto tiefer und lebendiger auch die Erinnerung an die eigenartig verlebten Stunden bleiben. Darum statt des Porzellans des Traiteurs der alte ehrenfeste Pokal, der im Kreise geht, aus dem die Vorfäter der Familie getrunken; statt Ausquartierung der Familie vielmehr ihre Sammlung. Wenngleich das Bild der Gesellschaft des Wandsbecker Boten nicht mehr herzustellen ist, wo die Hausväter die Kinder, sogar den Säugling im wollenen Shawl auf den Rücken gebunden, mitbrachten, und letzterer auf dem Kanapee still sein Dasein führte, während Männer und Frauen im lebhaftesten geistvollen Gespräch diskutierten.

In Summa: My house my castle — je mehr unser Haus eine Burg ist mit Turm und Zinnen, die hinaussehen, mit heimlichen Erkern und lauschigen Lauben innen, mit Brustwehr und Gräben, die es beschützen, desto sicherer können wir die Zugbrücke öffnen

und Gäste willkommen heißen, desto sicherer werden sie sich bei uns fühlen.

Daß das gemeinsame Mahl als Ausdruck der Gemeinschaft sich anschließe, oder irgend sonst ein leiblicher Genuß den geistigen unterstütze und hebe, liegt im Begriffe der Geselligkeit. Aber diese Dinge dürfen doch nie Selbstzweck sein und müssen von vornherein eine untergeordnete Rolle spielen. Alle Angst und Sorge muß von der Stirne der Hausfrau verbannt sein, damit sie nicht unter Herzklopfen zerstreute Antworten giebt; Alles, was nur das Gefühl des Mühsamen, des Anspruchsvollen dabei aufkommen läßt, sei ferne. Wohl dem Hause, wo man das Menü wohl ißt, aber gründlich vergißt. Halten wir uns die Bonvivants, die Gastronomen und Gourmands vom Leibe, die Menschen, die bei uns ein Restaurant suchen. Gedenken wir des Wortes eines alten württembergischen Originals: „Man kann zwanzig Freunde in der Liebe bei sich haben, bis man einen Gast herrenmäßig traktiert!“

Ich übergehe das ganze Gebiet des Luxus in Kleidung, wiewohl sich hier vieles sagen ließe.

Nach diesem erscheint mir als erste Aufgabe die Komposition, die Zusammensetzung der Gesellschaft. Sie ist weit mehr ein Werk der Liebe, als des reflektierenden Verstandes, wie ich beim Geschenkmachen an den denken muß, dem ich gebe, was ihm lieb und angenehm, so muß ich es auch bei meinen Gästen thun. Ich möchte

sagen, es gehört dazu ein gewisser Farbesinn, der richtig mischt, ein gewisses musikalisches Sensorium, das die Töne zusammenzustimmen weiß. Was würde man zu einem Orchester von lauter Flöten und Kontrabässen sagen? Personen gesellig einladen, die in gar keiner Verbindung zu einander stehen, Bruchstücke ohne einen Generalnennen gemeinsamen Interesses, halte ich für ein Stück Noheit. Ich mude damit meinem Gast eine Arbeit zu und sage: „Siehe, wie Du damit fertig wirst.“ Freilich gibt es auch hier Ausnahmen. Ich erinnere mich noch recht gut jener originellen Gesellschaften Tholuck's, der die disperatesten Elemente zu sich einlud, oft bloß durch das Band der wunderbarsten Namen zusammengebunden; z. B. die Studiosen Frech, Kühn, Dreift, Toll, Grob, Fein, Zahn, Herz, Fuß, oder sämtliche Inzassen der kleinen deutschen Staaten; oder einen Schweden, Italiener, Engländer, Griechen, Polen, Franzosen, Leute, von denen keiner den andern verstand. Aber dazu mußte man auch der geniale, sprachkundige Mann sein, der durch sein eminentes Talent das Ganze zusammenhielt. Sonst wie gesagt: Richtige Komposition! Absolut unmusikalisches Leute zu einem vorzugsweise musikalischen Abend zu laden, ist rücksichtslos. Vorgelesene und Untergebene in engern Kreis zu bitten, wird immer etwas Spinöses haben. Ein einziger Mensch, der nicht hineinpaßt, kann, wie Banko's Geist, sich über alle wie ein Bleigewicht legen. Es gibt schweigsame, beobachtende Menschen, die auch die lebhaftesten stumm machen. Die

Schlimmsten aber sind die, die, wenn alles ernst ist, lachen, und wenn alles lacht, keine Miene verziehen. — Es giebt sodann auch vortreffliche Menschen, denen aber völlig der Sinn für Geselligkeit abgeht. Sie haben und beißen sich dann fest in irgend einem separaten Zwiesgespräch, wenden ihren Nachbarn den Rücken und die beiden sind den ganzen Abend der Gesellschaft verloren. Kurz, lassen wir es Elemente sein, die sich gegenseitig ergänzen und im stande sind, anregend auf einander zu wirken; Leute, die wir in ihren Eigentümlichkeiten und die sich kennen, wo jeder sich freut, den andern am dritten Orte zu finden und dadurch wieder neue Impulse empfängt. Das ist neben dem Ausruhen von der Tagesarbeit das wahrhaft Befreiende und Erhebende der Geselligkeit. Saiten, die vielleicht längst in uns geschwiegen, fangen wieder an zu klingen, wir sind erstaunt, daß wir wirklich noch so viel Geisteschwung, Witz und Laune haben — kurz, wir haben gewonnen, uns selbst wieder gewonnen.

Es gehört aber wesentlich zu solcher Geselligkeit jene Sicherheit und Behaglichkeit, in der alles besprochen werden kann, wobei wir gewiß sind, daß überall nur ein reines Echo wiedertönt, eine Luft, „in welcher eine weise Freiheit, eine ideale Republik von Geist, Einfachheit und vollkommenes Wohlwollen herrschen und jedem Mißverständnisse gewehrt wird. Nur bei vollkommenem Adel der Gefinnung und wahrhaftiger Aufrichtigkeit kann solcher Verkehr bestehen. Dies rechtfertigt allein die

Strenge, mit der die Thüren geschlossen werden.“ Was nicht ausschließt, schließt auch nicht ein. Dies Gesetz muß auch für unsere Gesellschaft gelten. Halten wir mit anständiger Bestimmtheit alle zweifelhaften, unreinen Elemente, mögen sie eine noch so hohe Stellung im Leben bekleiden, uns vom Leibe! Es hat mancher schon einem halben Freund zu Liebe einen ganzen verloren. „Kurz — unser Bedürfnis ist, mit gleichgestimmten Wesen zu verkehren, die uns heben und zur Entfaltung unserer Kräfte zwingen. Mit einem geliebten Gefährten haben wir leicht, groß sein. Wir treten aus unserem beschränkten Dasein heraus, sehen den großen Dom über uns sich wölben, den Zenit über unserm Haupte, den Nadir zu unsern Füßen.“

Im Gespräche wird sich entfalten müssen, was wir als Hauptgewinn an einem Abend nach Hause tragen. Der Beruf hat uns nach einer Seite nur erfaßt und angestrengt, unser Geist soll, ich möchte sagen, wie ein Messer, abgezogen werden auf einem geschmeidigen, getränkten Leder, damit er morgen wieder schneidig sei. — Es giebt nichts Wunderbareres als ein Gespräch geistig belebter Menschen. Aus kleinen unscheinbaren Quellen, Flüssen wird es zu breitem majestätischen Strome, in dessen klarer Oberfläche sich Himmel und Welt spiegeln. Kaum erinnert sich einer, wovon es ausgegangen, und gerade die Ausgangspunkte sind oft so interessant, daß jene Dame recht hatte, zu sagen: „Mich interessieren die Reden der Menschen weniger als die Veranlassung dazu!“

Das ist der Segen eines gemeinsamen Gespräches. Wohl dem Hausherrn und der Hausfrau, — und ich habe ihrer etliche gekannt, die die Kunst verstanden haben, ohne Beugung und schulmeisterliche Bedanterie, ohne Amtsmiene und ohne Glocke eines Präsidenten die Fäden ruhiger Diskussion in ihren Händen zu behalten; — die es verstehen, in der Wahl des Themas etwas zu finden, das alle gemeinsam interessiert, wo jeder sich in seinen Tiefen mit einer Wünschelrute geschlagen fühlt, und Gold- und Silberadern bloßgelegt werden. Denn nicht allein das, was wir empfangen in solchem Zusammensein, auch das, was wir sind und waren, verpflichtet uns zum Danke.

Daher kommt sehr viel darauf an, zu wem wir geladen sind. Oft hält man einen Menschen für zaghaft und unfähig, der nur am falschen Plage steht. Wenn man ihn in eine neue Umgebung, in die rechte Gesellschaft führt, entdeckt man in ihm die ausgezeichnetsten Eigenschaften. In einer Gemäldegalerie kommt sehr viel darauf an, wie die Bilder aufgehängt sind, eins kann dem andern schaden und es heben, eins hängt in zu grellem, ein anderes in zu schwachem Lichte. So kommt es sehr viel darauf an, wie in einer Gesellschaft die Plätze verteilt sind. Findet ein Mensch einen Gefährten, der völlig zu ihm paßt, so fängt die Geselligkeit an und das Leben wird köstlich. Ich habe immer gefunden, solch ein gemeinsames, nach allen Seiten hin belebtes Gespräch, mag es sich nun auch an irgend etwas

Eigenes oder Fremdes, Vorgelesenes anknüpfen, war der Braten auf dem Tisch. Jede Hausfrau aber weiß, daß wenn der Braten gelungen, das Lob ihr gewiß ist, alles Andere findet sich. — In solchem Gespräche giebt es Höhepunkte, von denen aus nur ein Herabsteigen möglich ist. Da gilt dann ein Schweigen, das mehr ist als Reden, das nicht unterbrochen werden darf, wenn das Gespräch nicht seinen Segen verlieren und versanden soll. — In Frankreich hörte man das stolze Wort aus dem Munde der Frau von Staël: „Konversation und Talent giebt es nur in Frankreich.“ Es gab sie dort namentlich bei Frauen. Es war einst auch eine Zeit in Berlin, wo überlegene Frauen die Königinnen der Gespräche waren. Was an Geist, Charakter, Liebe, anmutigem Witze zu finden, war dort vereint. „Solche Frauen sind nicht nur selbst weise, sie machen uns auch dazu.“

So viel ist gewiß: ausschließliche Männer=Gesellschaften wie ausschließliche Frauen=Gesellschaften haben ihr Bedenkliches; sie können doch nur vorübergehend sein und haben die Gefahr, daß jene in Roheit, diese in Klatsch ausarten. Einer rechten Geselligkeit darf weder der männliche Geist noch die weibliche Anmut fehlen.

Wohl ist die Form des allgemeinen Gesprächs nicht die einzige. Auch im Dialoge, dem wir schweigend zuhören — denn keiner ist verpflichtet zu reden, wenn er nichts zu sagen weiß — spricht sich's befreiend aus. Es giebt ja ein Zuhören und Schweigen, das ebenso interessant ist wie das Reden. Nichts mißlicher als wenn

uns jemand im Zuhören, wie im Reden unterbricht. Aber nur auch nicht so, daß ein einziger das ganze Gespräch an sich reiße!

Daß die Musik ein wesentliches Mittel zur Hebung der Geselligkeit ist, uns ein Ausruhen bietet, eine Erholung edelster Art im theilnehmenden Zuhören, wer wüßte es nicht? Aber bannen wir auch da das Andenken an den Konzertsaal, lassen wir alles Mühsame, Halsbrecherische, Aufregende und Unnatürliche weg. Es ist ein langes Kapitel, dies Kapitel über „Musikmachen“ und Hausmusik. Das gemeinsame Volkslied, das Quartett mit gemischten oder Männer-Stimmen; wenn möglich ein Trio oder Quartett, die fürs Haus gedacht sind von unseren Meistern, mit deren ausklingenden Tönen im Adagio uns eine selige Ruhe überkommt, in der die dissonierenden Tagesstimmen in reine Harmonie aufgelöst werden — wer möchte es nicht hegen und pflegen, dies Stück edler Geselligkeit? Ich weiß nicht, wie viel Gänge ich der Hausfrau schenken würde, könnte ich solchen Genuß in einem Hause haben. Doch auch da wieder eine Warnung vor dem Zuviel, wodurch die Erholung zur Arbeit wird! Es giebt Menschen, die man erst herquälen muß zu einem Instrument; noch viel schlimmer die, die man nicht mehr weg bringt! Öffnen wir sodann über Tische dem besten Gastfreunde, dem Humor, die Schleißen, der aus dem Herzen quillenden Tischrede, wo man, dem andern völlig vertrauend, in Zucht, Ehrerbietung und Wohlwollen in heiterer Rede und Scherz erquickt

und befreit! Auch da wird die Liebe allezeit die Königin sein, die nirgends verletzt. Leider ist dieser treffliche Geselle sehr selten geworden; wir haben Sprit statt perlenden Weins, Satire statt Humor. Der Humor setzt einen harmonischen, in sich zum Frieden gekommenen Menschen voraus, ein Kind, das der Mann sich noch gerettet, ein Kind, „das zwischen Thränen lacht.“

Ist die Jugend bei uns, lassen wir sie spielen im harmlosen Spiel; gönnen wir ihr das Recht, Jugend zu sein. Innerhalb der befreundeten Familie, ohne Balltoilette und Tanzschuhe, wird der zufällige Tanz nicht die Freude hervorrufen, sondern nur der unwillkürlich erlaubte Ausdruck derselben sein. Das ist dann etwas Grundverschiedenes von jenen Tanzgesellschaften ad hoc. In Summa: das Improvisierte wird dabei immer das Schönste und Beste sein.

Und soll ein solches Zusammensein nicht ausklingen können und dürfen im Choral als in einem friedenvollen Schlussaccorde, wie das kurze Tischgebet zu Anfang, die kurze Stille beim Beginn der Mahlzeit eine Weihe über das Zusammensein ausgegossen? Kurz: nicht geistlos — nicht ohne geistige Anregung und Mittelpunkte; nicht herzlos, nicht ohne Zucht, Ehrerbietung, nicht ohne Rücksicht und Nachsicht mit dem andern; nicht gottlos, nicht ohne den Dank gegen den gütigen Schöpfer, der seine milde Hand aufthut und unsre Herzen erfüllt mit Speise und Freude — das ist die Forderung, die wir an eine wahre Geselligkeit stellen. —

Haben wir so eine in sich geschlossene, abgeschlossene und sich öffnende häusliche und wahre Geselligkeit, dann wird auch, selbst wenn wir durch unsere äußere Stellung gezwungen werden, den großen Kreis hereinzulassen, doch auch etwas von diesem Geiste, der unser Haus durchweht, in den größern Kreis dringen. Wir werden uns nicht hergeben, Menschen, die wir nicht achten können in ihrer Persönlichkeit, um ihrer äußern Stellung willen das Haus zu öffnen. Wir werden ebensowenig an minder Begabte zu hohe Anforderung stellen und ausschließen in Lieblosigkeit, was irgendwie noch für ein Edleres und Besseres zu gewinnen wäre. Von da aus werden wir denn auch in die geselligen Kreise unseres Volkes, das seinen Bauch mit Träbern füllt, versuchen etwas Besseres zu bringen. Und wahrlich, unser Volk ist nicht unempfänglich; bieten wir ihm nur etwas Besseres und es wird darnach hungern und greifen!

Ich komme zum letzten Punkte. Zur Geselligkeit, wie zu jeder Tugend, muß ein Mensch erzogen werden. Etliche glauben mit einer bloßen Tanz- oder Anstandsstunde, die dem Kinde von 10 und 16 Jahren zu zweimalen appliziert wird, in dieser Beziehung das Nötige geleistet zu haben. Gewiß gehört Sicherheit in der äußeren Form, schöne anmutige Haltung als wesentliches Stück mit dazu. Je weniger diese Form Form bleibt, sondern mit lebendigem Inhalt ausgefüllt, je mehr die Kunst zur Natur wird, desto freier wird sich ein Mensch bewegen können. Gerade die Formlosigkeit engt ein.

Viele schelten auf die Gesellschaften; der tiefste Grund ihres Scheltens ist, daß sie sich fürchten wegen ihrer Unbeholfenheit. Nur zu oft erscheint als Hochmut oder Beschränktheit, was im eigentlichen Grunde Verlegenheit ist. Je mehr darum im häuslichen Verkehr ein Kind sich in der Form zu halten genötigt ist, desto freier wird es sich später in Gesellschaft bewegen. „Iß an deinem Tische, wie du am Tische des Königs essen würdest, so wirst du auch am Tische des Königs essen, als seist du am eigenen,“ sagt der Chineser.

Ebenso ist Geschmack und richtiges Maß in der Kleidung Sache der Erziehung. Wir ziehen bessere Kleidung an zur Gesellschaft, weil Kleider mit zur Darstellung des Schönen gehören. Es liegt auch etwas Sittliches dem zu Grunde. Es ist eine Mißachtung gegen den Einladenden, in nachlässiger Kleidung zu erscheinen; ein Mensch, der sein besseres Kleid anzieht, wird sich sagen, daß man sich auch benehmen muß wie gut angezogene Leute. Man wird aber auch schon früh lernen müssen, das rechte Maß zu halten. Wer in einen kleinen Kreis kommt, übermäßig gepuzt, wird uns mit seinem Frack oder Atlaskleide beengen, er selbst wird beengt sich fühlen, und der Hausfrau kommt der fatale Gedanke: „Wie stimmt mein Abendessen zu dieser Robe?“ Gewiß, das Kleid wird nicht den Mann, sondern der Mann das Kleid machen, oder es uns vergessen lassen. — „Der schlechte Rock wird stattlich sein durch mich,“ sagt Sir George Herbert;

und mein deutscher Schneider streifte an diesen sublimen Gedanken, wenn er mir zu Ehren einst sagte: „Wer wird von Ihnen denken, daß Sie je einen schlechten Rock anhaben könnten?“ Wer aber dessen nicht sicher ist, wird immer gut thun, in einen Laden zu gehen und sich gut kleiden zu lassen. Wie unscheinbar dieses Gebiet, es ist eben kein bloß äußeres, und ich kann jene Dame völlig begreifen, welche versicherte: „die Überzeugung, völlig gut gekleidet zu sein, gebe ihr ein Gefühl innerer Ruhe, welches ihr kaum die Religion zu geben im stande sei!“

Aber ungleich wichtiger sind andere Dinge, für die uns in der Jugend der Blick geöffnet werden muß. Wahre Bildung wird ja schließlich nicht gelernt, sondern eingeatmet aus der Atmosphäre des Hauses. Sie lehrt jene inneren Tugenden, ohne die eine wahre Geselligkeit nicht bestehen kann. Ich meine vor allem jene wahrhaftige Demut, die noch sehr weit unterschieden ist von kluger Bescheidenheit, die gerne zuhört, anerkennt, für alles Verdienst, für jede edle That Auge und Herz hat. Es ist ein Großes, wenn in ein Kindesleben im Umgang des Hauses Gestalten ragen, an denen es mit Bewunderung hinauffchaut. „Sage mir, wen du bewunderst, und ich will dir sagen, wer du bist; wenigstens in Bezug auf Talent, Gesinnung und Charakter,“ sagt Saint Beuve. Bewunderst du gemeine Menschen, so bist du selbst gemein. Bewunderst du reiche Menschen, so erhebst du dich nicht über das Irdische. Bewunderst

du Menschen mit Titeln, so bist du eine Bedientenseele. Ich glaube, das Wort: „Man soll nichts bewundern“ ist des Teufels Lieblingsstext, und in der That, er konnte keinen besseren wählen, um seine Schüler in die geheimsten Theile seiner Lehre einzuführen. Ich habe deshalb jeden Menschen, der mit dem Abscheu gegen alles Romantische behaftet ist, stets als ein Wesen betrachtet, das den schönsten Theil seiner Natur und den besten Schutz gegen Thorheiten und Gemeinheit verloren hat.“ Wie trifft dieses Wort einen großen Theil unserer Jugend und das Resultat unserer Jugendbildung, die damit aufhört, nichts zu bewundern als nur sich selbst, und in diesem edlen Entschlusse ihre sämtlichen Bücher mit allen unbewunderten homerischen Helden unter dem Fabrikpreis losschlägt! Blasiertheit aber ist der Tod auch alles geselligen Zusammenseins.

Wer seinen Kindern sagt, daß nur gemeine Seelen sich damit beschäftigen, zu mäkeln und Fehler zu finden; wer in seiner Gegenwart kein Urtheil erlaubt über wahrhaft Großes, seien es Dinge oder Menschen, und seine Kinder lehrt wahrhaft aufrichtig bewundern, wird ihnen ein gutes Stück geselliger Eigenschaften mitgeben. Daher wird auch jene rechte Zurückhaltung kommen, jene Ferne, ohne die eine Nähe nicht zu denken ist; jener Tact, der fühlt, wie weit und wie nah er zu anderen stehen darf, wie denn auch die Sterne am Himmel sich in heiligem Rhythmus bewegen. Achten wir auf eines: Es wird ein Kind im Spiele schon erkannt, dort wird es seine

gesellige Schwäche und Stärke entwickeln, schon in der Art, wie es seine kleinen Gäste aussucht und empfängt und mit ihnen verkehrt. Der Charakter, die Feinheit oder Roheit leuchtet uns bald entgegen in der Auswahl der Spiele, in Rechthaberei oder Nachgeben, Herrschenwollen oder Dienen, Begehren oder Verzichten.

Ein einziges Kind ist schwerer zu erziehen als sechs. Die Vorstudien zu aller Geselligkeit macht ein Kind im Kreise seiner Geschwister. Das Verhältnis des Knaben zu seiner Schwester wird etwas in sich tragen, was auf die Zukunft deutet. Wer mit seiner Schwester roh umgeht, dem wird man's auch im späteren Leben anmerken, wenn's ihm nicht gründlich ausgetrieben wird. Geschwister zu haben ist ein Panzer gegen allen Egoismus. Man merkt, daß man nicht allein ist in der Welt, und das „Jedem das Seine“ des gleichen Rechts wird zu einem „Jedem das Meine“ der Liebe, die nicht das Ihre sucht, die empfängt, indem sie giebt und sich nicht arm, sondern reich schenkt.

Die Feste der Familie sind dazu angethan, zu lernen, anderen Freude zu machen; die Liebe macht poetisch und erfinderisch, sie giebt zum besten und läßt sich auch zum besten halten, und das

Ist keiner von den Besten,

Der sich nicht selbst zum besten hält.

Hier ist denn Vorstudium für das spätere gesellige Leben. Man wird gelernt haben, weder sich vorzudrängen, noch in einen Winkel zu drücken, aus dem

man uns mit Gewalt hervorziehen muß; man wird nicht zu jener Sorte junger Leute gehören, die sich zwischen den Salonthüren aufhalten, um von da aus, des eigenen Wertes bewußt, herabzuschauen auf das niedere Getreibe der Menschen. Wer nichts mitbringt, wird auch nichts mit nach Hause nehmen. Ich verlange nichts als den guten Willen, mehr zu sagen als „ja“ oder „nein.“

Gewisse Fähigkeiten sind besonders angethan, den späteren Menschen gesellig angenehm zu machen. In jedem Kinde ruht mehr oder minder ein darstellender Künstler, es ist ein geborner Mime, wenn nicht Schauspieler. Allmählich wird der kleine Mann befangen, schüchtern, verlegen und unbeholfen, und doch wird für die spätere Zeit Freiheit in der Sprache und Bewegung unumgänglich nötig sein. Ebenso wird die Gabe der Darstellung in der Unterhaltung wesentlich von Nutzen sein, geschweige denn wenn es sich um künstlerische Auführungen handelt, die doch ein belebendes Element in der Geselligkeit sind. Hier kommt alles zur Geltung, was wir eben berührten, alle Freiheit der Bewegung, alle Anmut, alle Fähigkeit, aus sich heraus zu gehen und sich in andere Individualitäten zu versetzen. Da wird auch die Bescheidenheit nicht fehlen, die gern ihr Scherflein giebt, statt jenes Sinnes, den wir leider zu oft treffen — eines sich zierenden Virtuositentums.

Je individueller ein Mensch ausgeprägt ist, desto mehr wird er später ein belebendes Element der Gesell-

schaft sein. Aber wie viele Kinder retten sich noch aus dem Hause und vor allem unter dem Allerweltshobel unserer modernen Schulbildung ein eigenartiges Gepräge? Eigenartige Schüler sind unbequem und sitzen nicht auf Rosen; schließlich strecken sie das Gewehr, erlahmen und mit neunzehn oder zwanzig Jahren stehen sie wie Buridan's Esel nicht vor zwei, sondern vor den vier Heubündeln der Fakultäten und wissen nicht, was sie werden sollen. Sie sind für alles ausgebildet und darum für nichts. Deshalb denn auch, wenn man ein Exemplar dieses Genus kennt, sie ziemlich alle kennt. Das ist ein Fehler unserer Erziehung und Bildung, der in zehn oder zwanzig Jahren erst recht erkannt werden wird, wenn nicht ein gewaltiger Sturmwind, wie in den Freiheitskriegen, das Fremdartige herabschüttelt und unsere Jugend sich selbst wieder giebt.

Daß dem Kinde so wenig Zeit zum Spiel, so wenig Zeit zur Ausbildung besonders der gesellschaftlichen Gabe, auch der Musik bleibt, rächt sich schwer an unserer Geselligkeit. Kaum, daß man die nötige Ruhe zu stande bringt während des Musizierens, geschweige denn, daß es möglich wäre, jene stille vergnügte Hausmusik zu treiben, die entweder frischweg ohne Noten singt, oder auch im stande ist, ohne Anstrengung prima vista zu singen. Daneben leistet Jesus Sirach in seiner zwar etwas hausbackenen, aber derben Art den Kindern recht gute Dienste beim Kapitel des Anstandes, wenn es da zum Exempel heißt: „Wenn du bei Tische sitzt, so

denke nicht, hier giebt es viel zu essen, sondern gönne deinem Nächsten auch etwas. Stehe bei Zeiten auf und sei nicht der letzte beim Mahl, auf daß der dir nicht gram werde, der dich geladen, und lade dich wieder. Irre die Spielleute nicht, und so man Lieder fängt, so wasche du nicht darein und spare deine Weisheit auf eine andere Zeit. Denn wie der Smaragd glänzt im Ringe, so zieret ein Gesang das Mahl. Ein Jüngling mag reden, einmal oder zweimal, und so er spricht, soll er's kurz machen, und sich halten, als der nicht viel weiß, und viel lieber schweigen."

Kurz — die Vorschule für echte Geselligkeit ist das Haus, das mit dem warmen Hauch wahrhaftiger Gottes- und Menschenliebe erfüllt ist. Ein Kind ohne lichten Jugendmorgen wird schwerlich ein gutes Mitglied edler Geselligkeit werden. Ohne Vorbild auch kein Nachbild. Aber es ist ein gutes Kapital, das ein Kind mit hinausnimmt in die Welt, wenn es Geist und Herz geweitet bekommt im Elternhause und sagen kann: „So haben es meine Eltern gehalten, das war ihre Erholung und Erquickung.“ Und dieses Andenken wird es vor schlechter und gemeiner Gesellschaft behüten. Das Kind wird einen Maßstab haben, den es an jede Geselligkeit legt, und lauschen, ob ein Heimatton darin wiederklingt, und die stille Mahnung hören:

Gesell dich stets den Bessern zu,
Laß deine besten Kräfte ringen,
Denn wer nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Wir altern. Der Kreis der Freunde lichtet sich von Jahr zu Jahr. Gemeinsam erlebt zu haben war das starke Band, das uns umschlungen und sich nicht ersezen läßt, wie denn überhaupt kein Mensch den andern ersezen kann. Wir sind ebensowenig überflüssig wie notwendig. Schwerer wird uns mit jedem Jahre die Anknüpfung, es sei denn, daß wir uns in die Reihe der geschwägigen Alten oder jung scheinewollenden Greise stellen wollten. Das ist aber eine brotlose Kunst. Finden wir uns darein und gedenken des Wortes:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt.

Und wenn selbst dieser uns fehlte, daß dann eine reiche Welt der Erinnerung auch aus unserem geselligen Leben uns begleite, ein Kapital, von dem wir in schlimmer Zeit zehren, etwas Besseres als jenes Sortiment von Menüs und Tischkarten, von Cotillonorden, das ich am Spiegel eines alten Mannes fand. So vielen bleibt nichts aus ihren geselligen Beziehungen als ein schlecht verhehlter Groll gegen das Geschlecht ihrer Tage, der blasse Neid gegen das braungelockte Haar der Jugend, das Unvermögen, sich zu freuen. Sie sind leergebrannte Stätten, ausgebrannte Krater, die die Luft mit Asche und Schlacken erfüllen. Da gilt das Wort: Brillant déjeuner, mediocre diner, maigre souper.

Ein schönes Bild ist's dagegen, einen Menschen

zu sehen, der im Alter dem Baume gleicht, der seine Ringe mit den Jahren nicht verengert, sondern erweitert, unter dessen Schatten die Kinder spielen und die Jugend den Reigen aufführt; dessen Zweige wohl zeugen vom Sturme, der darin gehaust, dessen Krone aber jung und frisch bleibt, vom Himmel Tau und Sonnenschein empfangend, aber aus der Erde, aus allen edlen menschlichen Beziehungen mit lebendigen Wurzeln Nahrung saugend. Zu dieser Nahrung werden aber auch nicht zum geringsten Teile die Erinnerungen gehören an traute Stunden wahrhaftiger geist- und herzerfüllter Geselligkeit, in denen unser Bestes angeregt und befruchtet wurde; Erinnerungen an Menschen, auf deren Stirne der Glanz der Ewigkeit gelagert, deren Herz ein duftender, sprossender Garten war, in deren Nähe wir reine Luft geatmet und über uns selbst hinausgehoben worden sind.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis. Auch unsere Geselligkeit auf Erden, wenn sie anders eine wahre, ist eine Vorahnung jener bleibenden, seligen Gemeinschaft im Himmel, die durchrauscht sein wird von unvergleichlichen Symphonien und Chören, erfüllt vom Austausch seliger Geister. Je mehr unsre Geselligkeit diese Signatur trägt, je mehr Ewigkeitsgehalt in die flüchtigen Stunden des Beisammenseins sich drängt, desto mehr wird sie eine wahrhaftige, Herz und Geist erhebende gewesen sein.

Eine Zimmerreise.

Eine Sommertagsplauderei.

Im Sommer läßt sich eine sehr leicht behältliche Einteilung der Menschen machen, dieser Gesellschaft, die sonst in kein System zu bringen ist — nämlich in solche, die reisen und solche, die zu Hause bleiben. Die Unterabteilung wäre dann etwa wieder in solche, die reisen müssen und solche, die reisen wollen; und ebenso in solche, die zu Hause bleiben müssen und solche, die das wollen. Dann könnte man auch noch eine Separatabteilung unter denen machen, die reisen: nämlich in solche, die nicht reisen können und denen es zehntausendmal besser wäre, sie blieben in ihren vier Wänden; und wiederum in solche, die recht gut zu reisen verständen, die aber aus triftigen Gründen nicht können. Da ich diesen Sommer zu den letzteren gehöre, so galt es nur sich trösten. Und Trostgründe findet man überall, wenn man nur sich dranhält, sie zu suchen. Zum Exempel, man tröstet sich, daß man das leidige Kofferpacken nicht braucht, bei welchem mich immer eine leise Erinnerung an Seekrankheit überschleicht; dies Wählen, Überdenken und

Sortieren — und schließlich vergißt man doch noch das beste. Und dann der Koffer überhaupt — es giebt keinen schlimmeren Reisegefährten, der so hilflos sich einem krampfhafte ans Bein hängt. Da der Mensch natürlich gescheiter ist als sein Koffer, so trifft das richtige Sprichwort nur zu oft zu: „Der Gescheiteste giebt nach,“ das heißt, man muß auf sein Gepäck warten und schließlich ist's irgendwo liegen geblieben und man reißt entweder kofferlos weiter — oder man sitzt im Hotel und paßt auf ihn, läuft des Tages dreimal an die Bahn, um schließlich dort erkannt zu sein als Querulant. Mit Schrecken denke ich immer noch daran, wie mein Koffer in Ulten sich mit einer Art Stangen'scher Reisekoffergesellschaft angefreundet mit derselben ruhig weiter segelte, die schönste Rundreise machte über die Seen und den Gotthard, bis er, geschunden bis aufs Blut, verplastert mit allen möglichen Hotel- und Stationstempeln, und mit einem Strick, den man dem schlimmsten Malifikanten nicht an den Hals wünschte, versehen, nach acht Tagen bei mir einlief. All diese Schereerei hat man nicht, man macht seine Kommode auf, da liegt alles beisammen, kein teures, von der Hausfrau nummeriertes, gezähltes Haupt der Taschentücher fehlt; kein Strumpf hängt einsam in der Schweiz nach einem Bruder, der im Amstelhotel in Amsterdam seufzt, kein Kofferschlüssel ist verlegt und kein zerquetschter Rock wandert aus dem Koffer. Kurz — auch ein Trostgrund. Und dann das Eisenbahnfahren überhaupt heutzutage in Sommerglut!

Wenn die Schulen ihre Weisheitsställe leeren und der Strom sorglicher Mütter mit ihren Zungen sich in die Coupee's mündet, oder der traveller of continent sich verheerend über die Hotels ergießt — ist's nicht zehnmal besser, zu wissen, wo man abends sein Haupt niederlegt, als in Nr. 268 einlogiert zu werden oder gar sofort nach Anfahrts mit einem unsagbaren Gesicht abzufahren! Und all die Kellnerwirtschaft und Hausknechte dazu und wenn man selber alle Trinkgelder für sich behalten darf, kurz — das Daheimbleiben hat auch seine Reize und Vorteile. Reisen kann man deswegen doch. Ich kannte einmal einen, der einen andern kannte, der sich mit dem Kursbuch und seinem Bädeler einschloß und den Tag über reiste in alle Fernen, in den besternten Hotels abstieg, überall die Hauptsachen besah und dann wieder 11 Uhr 45 abends mit dem Nachtzug Schlafwagen weiterfuhr, d. h. sich ins Bett legte, alles in — Gedanken! Gewiß rührend und billig! Ich beschloß darum, in meinem Zimmer auch einmal herumzureisen, Gedankenstationen zu machen an all den Erinnerungen, die es in sich birgt. Wer nicht mit will, kann ja zu Hause bleiben.

Es giebt nichts sagende Menschen — aber auch nichts sagende Zimmer. Sie sehen gerade so aus, wie überhaupt Zimmer eines „gebildeten“ Menschen aussehen. Es ist alles Konvenienz, zusammengekauft bei der und jener Firma, die so und so fabriziert, und fehlt oft nur die Nota, um sicher zu wissen, daß auch alles bezahlt sei. Kein Möbel hat etwas zu erzählen, hinter keinem

liegt eine Geschichte, sie sind alle auf sehr einfachem Wege dahin gekommen. So ist allerdings mein Zimmer nicht, das darf ich in aller Bescheidenheit sagen — ich wüßte kein Stück darin, daß mich nicht an irgend einen lieben Menschen erinnerte oder an irgend ein Ereignis in meinem Leben. Ich klopfe an irgend einen Gegenstand und sage ihm: „He, Du — alter Geselle, fang mal an und erzähle mir was — und er wischt sich erst Staub und Tabaksqualm vom Munde und fängt dann an, daß ich nur Not habe, ihn zum Schweigen zu bringen.“

Wir gegenüber wohnt — (das ist die Fernsicht auf dieser Zimmerreise) nicht etwa wie's im alten Quartett heißt — eine schöne Nachbarin, wohl aber ein ziemlich großes Hotel mit 46 Fenstern Front und etlichen Dachlogis. Das ist sehr angenehm einesteils, weil nämlich drüben 40 Fremdenzimmer sind, in die man seine lieben „Fremden“ logieren kann. Denn im Hause ist doch eigentlich ein „Fremdenzimmer“ ein Unsinn und Widerspruch in sich. Man nimmt ja keine „Fremden“ auf, sondern einen lieben Hausgenossen, der sich's höflich verbittet, ein „Fremder“ genannt zu werden. Eine Gaststube mag man ja haben, wer's kann, oder ein Prophetenstüblein, wie die Sunamitin, und das Wort drüber schreiben: „Seid gastfrei ohne Murmeln,“ denn man kann's auch sein mit solchem Anhang. Dabei kann einem allerhand passieren. Ich denke da an einen alten Konsistorialrat, der sich bei seinen Visitationen nicht gerade der Huld der Pfarrfrauen zu erfreuen hatte.

Wodurch er es verdorben mit den „Frau Schwestern,“ das weiß ich nicht. Aber wieder einmal kehrt er im abgelegenen Pfarrhaus ein, von dem er sich nichts Gutes versah. Er hatte ausspioniert, daß der „Herr Bruder“ in's Filial gegangen, drum schlich er sich still ins Pfarrhaus, direkt an die Küchentür, öffnete sie ein wenig, und, ein Meister im Nachahmen von Stimmen, sprach er ganz im Tone des Herrn Bruders: „Liebe Mutter, der alte W. ist auch wieder da und kommt zum Essen.“ Da brennt die Pfarrfrau aber auf und sagte laut: „Ach, schäufele ihn doch ab, den alten Topfgucker.“ Da öffnete er die Thür und sagte grinsend: „Guten Morgen, liebe Frau Schwester, immer noch gastfrei avec Mürmeln!“ Nun, dessen bin ich überhoben, wir sitzen eng genug aufeinander und was den Stuben an der Menge fehlt, das haben sie dafür reichlich in der Höhe und Lustregion. Was drum keinen Platz hat, wandert in's Hotel und macht sich's auf meinen Beutel bequem, und das ist oft vielen das Bequemste — z. B. mir selbst. Das Hotel ist mir unter Umständen die beste Erholung. So einmal zu wissen, ganz frei zu sein, an keine Zeit gebunden, noch an einen Menschen — keinen Menschen sehen zu müssen, außer wenn man ihn durch den Knopf an der Wand citiert und dem Wirt dabei noch eine Freude macht, wenn man recht oft den Knopf drückt — das ist für einen, dem das alle Tage fehlt, ein Labfal. Doch hat das Vis-à-vis auch seine Schattenseiten und nicht lauter gute Aussichten, weder für mich noch für den

Hotelier, der manchmal über den Montblanc seiner wohlbelebten, tadellosen weißen Weste sorgenvoll hinblickt. Drüben aber an den Fenstern machen die Leute aus dem Reich und den Provinzen ungeniert ihre Toilette in oft nicht zu sagendem Kostüm. Man sieht den Barbier die Kunden einseifen und die Tagesneuigkeiten auskramen; ein anderer schneidet sich die Nägel, und wieder einer schlingt sich den Gebetsriemen über Kopf und Hände. Und diese Leute schauen auch leider aus ihren Fenstern heraus in das meine hinein und raten, wer denn ihr Vis-à-vis da drüben sei in der fremden Stadt. Da habe ich ihnen denn das Handwerk gelegt und mit Buzenscheiben mein Fenster vernagelt, und nun fragen die Leute meinen gastwirtenden Nachbar erst recht: „Hören Sie mal, was für ein Kauz wohnt denn da drüben, wo die Scheiben ganz vernagelt sind?“ — Ich denke aber mit Freund Goethe bei meinen Buzenscheiben:

Selig, wer sich vor der Welt

Ohne Haß verschließt —

und lasse die Leute raten. Freilich, so ganz verschließen die Scheiben die Welt nicht, denn das Leben auf der Straße dringt doch zu mir, wie ferner Lärm eines Hotels auf eine stille Alm hinaus. So ist mir's namentlich interessant, unter dem Tosen die gratis gelieferte Straßemusik zwischendrein zu belauschen. Ich meine nicht jene unausföhllichen Drehorgelmänner, die dank dem erleuchteten Polizeipräsidenten sich nur noch in dunklen, eingeschlossenen Orten als „Hoforganisten“ aufspielen dürfen und da

auch nur dann, wenn kein Hauswirt gleich vorne im Hausgang sich als unmusikalischer Barbar avisiert mit dem: „Musizieren ist hier verboten,“ — nein, ich meine andere Musiker, die niemand besteuern oder hinauswerfen kann. Willst du sie wissen? Horch — da pfeift es wieder — was war's doch? Mozarts „goldne Abendsonne.“ Alter Wolfgang Amadeus, sie werfen dich jetzt unter's alte Eisen, aber man pfeift dich noch auf den Gassen und wird's noch lange thun, wenn die längst nicht mehr sind, die dich ausgepiffen! Gleich darauf pfeift ein anderer: „Was Gott thut, das ist wohlgethan“ und fällt dem Mozart in die Rede. Es ist ein Schuljunge, der wohl eben noch den Choral gesungen und nun probiert, ob er ihn kann. Ob er auch später im Leben bei seinem Leid' und Wehe als ein Troststück sich's singen oder pfeifen wird? Da — einige Minuten nachher: „Behüt dich Gott, es wär zu schön gewesen — behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein!“ Aha, dacht ich, alter Landsmann aus Baden, Don Giuseppe Schessel, weißt du noch, wie du mir in Capri auf Don Paganos Dache das „erste Stück“ vorgelesen deines Trompeters? Nun bist du ein berühmter Mann geworden und deine stille Jugendliebe, „der Trompeter,“ bläst auf dem Theater — und die Jungen auf der Straße pfeifen's: „Es hat nicht sollen sein.“ Nun ist dein froher Sang verstummt und ruhst, will's Gott, im Frieden. Horch, da pfeift's wieder! Diesmal ist's der „Jungfernkranz“ aus dem Freischütz. So alt und immer neu die Weise, die doch unserm

Volk im Herzen sitzt. Wer weiß, ob der Brautchor aus dem Lohengrin auch so langlebig ist und noch nach sechzig Jahren wird gepiffen werden? Verdienen würde er es übrigens schon. — Nun fahren eben zwei Postillone mit der Briefpost vorbei und blasen mitten in der seßhaften Gegend, die ich bewohne: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle 'naus“ — das ist süßer Heimatsklang; der lockt freilich hinaus — zum Millionenstädtle hinaus in Wald und Flur. Die „Stephane,“ wie sie der Volkswitz nennt, blasen's für alle die, die nicht fortkönnen, als hätten sie's dafür extra einstudiert! Doch genug. Passe aber doch jeder einmal auf, wenn die Straßenmusik ertönt! es liegt nicht bloß ein Stück Musikgeschichte, nein auch Kulturgeschichte drin und mancher Komponist kann sich gratulieren, wenn er, zwar nicht „aus,“ aber doch überhaupt gepiffen wird. —

Nun aber aus dieser Straßenreise heraus ins Zimmer hinein — zu den Buzenscheiben wieder. Sie haben das eine Gute auch, daß man wohl durch sie zwischen den Fugen hinaussehen kann, aber nicht herein. Das ist der alte, richtige Bauernstil: die Fenster sind grad so groß, daß der Bauer seinen Kopf herausstecken kann. Er will die ganze Welt besehen, aber in seine Welt soll ihm niemand gucken. — Liebe Hände haben das Fenster noch besonders geschmückt, in der Mitte prangt ein Bild Christi in schöner Malerei, mit dem Schriftwort: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ — So leuchtet nun die hehre Gestalt herein ins Zimmer

und die Farben des prächtigen Gewandes spielen auf dem Schreibtisch. Mir kommt dabei dann immer der Unterschied in den Sinn zwischen „Haben und Sein,“ — „Lehren und Sein.“ Spricht doch der Herr nicht: „Ich lehre Euch den Weg und die Wahrheit“ — sondern „Ich bin der Weg und die Wahrheit.“ Es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen einem Wegweiser und einem Weg, zwischen einem Medizinalrat oder Professor der Chemie und einem heilbringenden Wasser, in das man taucht. — Oben drüber ist das Wappen Luthers angebracht, das der Leser ja kennt mitsamt dem goldnen Sprüchlein drum herum. Freilich, es ist leichter gesagt als gethan: „Ein Christenherz auf Rosen geht, auch wenn es unterm Kreuze steht.“ Wir sehen vor Dornen die Rosen nicht, wie weiland die Jünger vor lauter Wogen keinen Heiland mehr sahen. Ja, so nach einander läßt sich's eher verstehen, daß Freude und Friede nach dem Leid komme, aber in einander beides empfinden, daß muß doch studiert werden. Es giebt Jammerbasen, die noch immer etwas zu klagen finden, wenn sie's noch so gut haben — ich möchte aber so gern zu der Sorte Menschen gehören, die immer noch etwas zu danken haben, wenn sie auch noch so sehr sonst der Schuh drückt. Wie manchmal schaue ich im Laufe des Tages hinauf nach dem Wappen, dem schwarzen Kreuz im roten Herzen, umgeben von der weißen Rose, und frage mich, ob's allwege auch in mir so aussieht. —

Auf der andern Seite ist von kunstfönniger Hand

das Familienwappen gemalt. Es ist zwar von keinem Heroldsamt autorisiert und für richtig befunden, und hat nur einen „moralischen“ Wert für den Inhaber, da es nur Symbolum ist. Der richtige Adel dazu sitzt in der Gesinnung. Ein Kreuz im blauen Felde und zwei Schwerter im roten, geben zusammen den Namen Frommheld, aus welchem, wie ein Stein im Bach, der heutige Name sich abgeschliffen hat zu seinem geringen Vorteil. Unsere alte Urgroßtante in Frankfurt a. M., die jedem Neffen, der im Stammbaum sich nicht zurecht fand, mit Hilfe einer Ohrfeige in denselben hinein half, soll die Entfunderin dieses Wappens gewesen sein. Sie mußte viel von einem „schwedischen Edelmann“ zu sagen, der einst in Baden im Dreißigjährigen Krieg unter Torstenson und Bernhard von Weimar gefochten — und wie obbemeldet geheißt, und alle Neffen freuten sich der Abstammung und des dunkeln schwedischen Ursprungs. Ein anderer setzte die Devise dazu: „Schwert und Kreuz sind mein Panier — ich fürchte nichts, so Gott mit mir“ — und wieder ein anderer hat's also gedeutet: „Gürte dein Schwert und trage dein Kreuz.“ Der geneigte Leser kann sich nun auswählen, was ihm am besten paßt. — Den „alten Schweden“ ließ ich aber nicht los und ruhte nicht, bis ich ihn aus seinem urgroßtantlichen Dunkel hervorgezogen. Da entpuppte er sich aber als ein Wallensteiner aus dem Vorarlbergischen, der dann in des badi-schen Markgrafen Leibgarde diente und sich, des Kriegshandwerks müde, in's Privatleben zurückzog und im

Marktgräflich-Durlachischen sich niederließ und der Stammvater der „Frommelt's von Welschkirch“ wurde. Aus diesem Hause sind in den 200 Jahren entsprossen: 7 ehrenfeste Schultheißen, 10 hochehrwürdige Pfarrherrn, 4 Oberbauräte und Architekten, 20 Kaufleute, 6 Offiziere, 3 Künstler und Maler, 5 Juristen, 2 Ärzte, 1 Forstmeister, 1 Buchhändler und 1 Steinmetzmeister — folglich Lehrstand, Wehrstand und Nährstand haben sich nicht zu beklagen. Ich denke dann der vorigen Zeit und wie Gott mit den Vätern gewandelt. Die einen haben den Wanderstab ergriffen und sind in die Ferne gezogen und haben ihr Glück probiert in England und Amerika, die andern sind Hinterjassen geblieben. Aber allen ist so etwas von Wanderlust in den Knochen stecken geblieben, scheint's vom Urahn her, der's auch nicht aushalten konnte bei den Wallensteinern. Jeder hat noch so was Apartes neben seinem Berufe getrieben; denn z. B. der eine — ein würdiger Pfarrherr des vorigen Jahrhunderts — empfing wegen eines Buches über „den Kleebau“ die goldene Medaille und übersetzte nebenher die „Gedichte des Weisen zu Sanssouci.“ Ist aber doch ein braver gottesfürchtiger Pfarrherr gewesen, der, als ein furchtbares Hagelwetter seine Pfarräcker samt der vollen Ernte zerschlug, seine Violine nahm und am offenen Fenster spielte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ und seinen Sorgen damit Valet gab, wiewohl er ein Häuflein von elf Kindern hatte. Auch eine junge Frau, die im blühenden Alter starb, zählt zu den Vorfahren. Ihr Tod ist

dem begrabenden Pfarrherrn so nahe gegangen, daß er sich nicht enthalten konnte, ins Kirchenbuch zu schreiben: „Dein Bild, selig vollendeter Geist, soll uns verehrungswürdig bleiben. Deine Tugend, die noch in deiner Asche glühet, fordert ein Denkmal, das unseren Herzen mit unvergänglichen Lettern eingeprägt sein soll. Christliche Tugend, Unschuld ist dein unsterblicher Charakter, der uns dein Andenken angenehm macht.“ Ihre letzten Worte waren die Worte des Liedes: „In dich hab ich gehoffet, Herr!“ Kurz, das improvisierte Wappen jagt mich oft ins siebzehnte Jahrhundert zurück mitten aus der Gegenwart. Mir ist oft, als ob der alte ehrwürdige Schultheiß in seinem schneeweissen, in der Mitte gescheitelten Haar zu mir hereinkäme und sich wunderte, daß ich hier in Berlin sitze statt in Söllingen im Badischen und als traute er seinen Augen nicht, daß einer seiner Nachfahren des deutschen Kaisers Hofprediger ist. Schäme sich doch keiner seiner Vorfahren, und mache er nur, daß sich die Vorfahren seiner nicht schämen müssen, wie auch an eglischen Beispielen zu sehen. So nennt das Fenster den dreifachen Namen: mit dem Christusbild den Christennamen, mit dem Lutherwappen den evangelischen, und mit dem Hauswappen den Familiennamen. Ich brauche darum nur den Besucher auf das Fenster zu weisen, so weiß er, woran er ist — und ich, woran ich bin und sein soll.

Ein richtiger pastoraler Schreibtisch ist eine Welt für sich, deren Geographie freilich nur der Inhaber versteht. Sie ist mit ihm zusammengewachsen und ge-

worden, denn sie hat sich unter seinen Augen bevölkert und ist vielleicht auch durch manche Neuschöpfung erst geworden zu dem, was sie ist. Von welchen Nöten könnte oft solch ein Tisch erzählen! Dort in dem einen Fach liegt schweigend ein Haufen Elend aufgespeichert. Es sind all die Briefe mit Bitten um Hilfe in Not. Viele tragen das Gepräge innerer Wahrheit, andere sind von ausgeschriebener Hand verfertigt nach einem feststehenden Schema und beginnen mit der Lockspeise: „Da Euer — mildthätiges Herz allbekannt ist, so wage ich —“ und was dergleichen Einleitungen sind. Bei anderen kommt ein unfreiwilliger Humor zum Vorschein, z. B.:

„Ich sag's gebückt auf allen Bieren;
Der Hauswirt will mich ermittieren!

ein anderes Exempel: „Ich bin in großes Unglück geraten, ich habe nämlich einen Schneider geheiratet“ — wie ein anderer: „Das Elend ist bei uns groß, selbst meine Frau hat vor vierzehn Tagen ein Kind geboren!“ Wieder ein anderer drückt sich in klassischem Stil aus: „An den Felsen der Entbehrung geschmiedet, das Herz vom Geier des Grams zerfressen, haben sich die wogenden und wallenden Gefühle meiner Freunde, angeblickt durch das Medusenhaupt des Egoismus, in spitze Eiskristalle verwandelt. Nur das Gottvertrauen hält mich ab, den Becher des Sokrates zu leeren — darum wende ich mich an Sie, als an den ordinirten Diener des Gottes der Liebe, und bitte — um eine kleine Unterstützung.“ Da möchte man weinen und lachen zugleich.

Aber welche Lebensgänge weisen solche Briefe, die meist nur das Schlüßresultat enthalten, auf! Wie manchem mag's blutjauer geworden sein, zum erstenmal die Feder zu ergreifen, um einen Bittbrief zu schreiben. Ich sehe manchmal still hinüber nach diesem Glendsberg und seufze die siebente Bitte drüber: „Erlöse uns von dem Übel,“ von allem Herzeleid, und Hunger und Blöße! — Im andern Fach liegt auch ein Berg, eine richtige Alpenhöhe, auf die es oben immer wieder drauffchneit, wenn unten etwas weggetaut ist — das sind die unbeantworteten Briefe. Lauter Exekutoren, die die Schulden eintreiben wollen, oft zwei und drei von derselben Hand. Es ist ein teurer Artikel dieses Fach: Korrespondenz! Es läuft nicht nur ins Geld, wenn man so seine tausend Briefe im Jahr schreibt — vor allem die Zeit, die liebe Zeit! Es geht einem wie Till Eulenspiegel beim Bergsteigen, der weinte, wenn es bergab ging und freute sich, wenn's bergan ging — so freut man sich, einen Brief zu bekommen und möchte zugleich weinen, daß man ihn beantworten muß. Bei manchem Brief kommt aber gleich das Weinen, ehe man ihn aufgemacht — man sieht den Ort und die Hand — und man hat genug. Aber wohin reißt man nicht, wenn man solchen Brieffschimborasso besteigt! In aller Welt herum, zu den wunderbarsten Menschenkindern, in graue Vergangenheit und nebelhafte Zukunft. Da schreibt z. B. ein alter Studiengenosse, der sich erinnert, einmal auch auf Universitäten mit dem andern „nicht studiert“ zu haben

— und fort ist mein Geist im alten Halle, Jena, Erlangen, Heidelberg, beim Wartburgfeste, beim Turnvater Jahn in Freiburg a. d. Unstrut, auf dem Kyffhäuser — haltet still ihr Geister oder weicht, ich kann Euch nicht brauchen. — Dort ein vagierender Kandidat, der gen Rom gereist und oben vom Kapitol aus seinem Kapitol die Gedanken auf mich losläßt — und fort fliegt mein Geist in der Erinnerung auf Monte Pincio beim Abendklang der Glocken, hinaus in die Campagna und die eintönigen Ritornells des Capraro's; hinauf zum träumerischen Nemisee, hinüber nach Tivoli zu Horaz — ach — zu unserm Hofrat, der einst diesen edlen Autor feierte und uns mit dem Worte entließ: „odi profanum volgus et arceo,“ d. h. „ich hasse das profane Volk und halte es mir vom Leibe.“ Wir armen unkritischen Teutonen! — Kurz, der Reichtum unsrer Lebensbeziehungen liegt mit in diesen Korrespondenzen begraben.

Obenüber stehen die guten Tröster, die „Leibbücher,“ die man ohne Licht auch im Dunkeln fühlt. Je älter man wird, desto mehr schmilzt der Bücherhaufe zusammen auf ihrer etliche wenige, wenn's nicht gerade zum Handwerk gehört, Bücher zu lesen. Die Bibliothek eines Menschen und sonderlich auch eines Pfarrherrn giebt viel zu raten, aber sie offenbart auch vieles ganz still und schweigsam. Aber manches Buch hat auch ins Leben geschlagen, wie ein Blitz, und man kann's nicht ansehen ohne Herzensbewegung. Ja, wenn der Fremdling das wüßte, was dies alte abgegriffene Leder in sich schließt!

Mit manchem Buche ist uns eine neue Welt aufgegangen, mit manchem auch eine Welt untergegangen. Dort steht auch eins aus Freundeshand; aber die Hand, die es einst gereicht und ihre Züge hineingeschrieben, ist längst erkaltet. Ich sehe es an und mir fällt dabei so viel Liebes ein, und wie man doch im Leben reich und arm wird zugleich.

Auch ein Gefängnis ist am rechten Schreibtisch, da manches hinter Schloß und Riegel liegt. Ich meine nicht jene Kassen und Kästlein, wo der „Zehnte“ für die Armen, die anvertrauten Gelder für Werke der Liebe darin liegen, nein, so mancher Brief und sonstiges Schriftstück auch, das später zum Feuertod verurteilt wird, das aber noch jetzt zwischen Tod und Leben hängt und bangt.

Daß nur über all diese Welt keine „Jurie der Ordnung“ kommt und abwischt und zurechtlegt! Ach, wenn man seine lauschigen Örter hat, wo das und jenes liegt oder steht und nun kommt — die „ordnende“ Hand, die alle gleichgroßen Bücher zusammenstellt, und alle zu langen Papiere auf einen Haufen fortiert! Wehe, wenn ein weiblicher Herkules den Augiasstall eines Schreibtisches lichtet und Wasserströme durchgeleitet werden!

Ich reise von dem Schreibtisch, mich auf dem Wartburg-Lutherstuhl drehend, zu den Bildern. Bilder können auch ein Stück Leben erzählen, es fragt sich nur, wie weit sie uns gebildet haben und wie viel wir in sie hinein bilden und geheimnissen. Da hängt am Schreibtisch ein kleines Bild meines seligen Vaters, so ganz wie er

selbst, poetisch und stimmungsvoll und anspruchslos. Es ist Abend auch am Schwarzwaldsberge, vor dem hölzernen „Bildstöckle“ mit dem Crucifixus steht betend beim letzten Abendstrahl eine Familie. Oben ist es noch hell auf dem Bergscheitel, aber unten im Thal sind die Schatten schon gesunken — man meint, man höre das Abendläuten, so harmonisch fließen die Farben in einander wie der Schall ferner Glocken. Das Bild spielt in dem „Heinerle von Lindelbrunn“ eine Rolle, und welche, kann der geneigte Leser erfahren, wenn er 7¹/₂ Groschen daran wenden und sich das Buch kaufen will. Vielleicht reut es ihn nicht, die Geschichte gelesen zu haben, wenn aber doch, dann bin ich gern bereit, ihm das Geld wieder heraus zu zahlen, wenn er mir das Buch wiedergiebt. So erinnert es mich wohl an den „Heinerle“ und seine großen Gedanken im Kopfe und wie die alle so zusammengesmolzen sind auf einen einzigen — und das ist die Moral dieser stillen Landschaft. — Daneben aber steht mir der selige Vater vor der Seele, was das doch für ein Mann war! — ich habe, seitdem er heimgegangen, so viele tausende von Menschen gesehen und kennen gelernt, aber keinen gefunden, der ihm geglichen und gewesen wäre wie er. Sie mögen kunstfertiger gewesen sein — aber besser nicht. Sein Herz, ja der ganze Mann selbst war wie eine stille, harmonische, heitere Landschaft; auch die Wolken am Lebenshimmel waren goldumfäumt und ließen den Sonnenglanz nur deutlicher werden. Alles atmete Frieden und seliges Glück. Da

schaue ich dann jedesmal in den goldenen Morgen meines Lebens mit diesem Bilde, in den ganzen Sonnenschein, der wärmend im Elternhause mich umgab — und unversehens ist mir, als wär ich noch ein Kind und brauchte nur, wie weisland, hinübergehen und klagend meine entfärbte Puppe dem Landschaftsmaler bringen und bitten, sie doch anzumalen. — An jenem Bilde dort hängt auch ein Stück meiner Liebe. Es ist eine Bleistiftzeichnung von Eduard Meyerheim, dem trefflichen Maler. Ich hatte ihn zu Grabe geleitet und das letzte Wort über seinem Sarge gesprochen, als Erinnerung erhielt ich von seinem Sohne das Blatt. Wie hatte Meyerheim es doch verstanden, den Menschen in seiner Freude und in seinem Leid zu belauschen! eine schlichte, echte Künstlernatur, beglückt und beglückend ihren Weg ziehend. Nach langer Krankheit und Unthätigkeit war in hohem Alter noch einmal die alte Kraft aufgeflammt, ein Abendglühen der Sonne, ehe sie hinabsank. Das Bildchen zeigt eine greise Bäuerin, wohl aus dem Oderbruch, die Hände über dem Gebetbuch fest gefaltet, kehrt sie eben aus der Kirche zurück. Was liegt nicht alles in dem sanft gesenkten Haupt und den niedergeschlagenen Augen! Es ist, als ob sie ihr Leben ins Innere drängte und es zu verbinden suchte mit dem, was sie eben gehört; sie schließt das äußere Auge, um nach innen sehen zu können. Eine Welt von Gedanken im Herzen, einen Himmel voll Trostes über dem Haupte, so geht die Greisin hinab, wohl an den eingesunkenen Gräbern der Jhnen vorbei. Aber sie

ist hinausgehoben über das Leid der Zeit, sie war im Hause des Herrn und Ewigkeitslust hat sie angelacht und still und getrost gemacht. Es ließe sich eine Geschichte über dies eine Köpfchen schreiben. — Könnte ich alle Kirchgänger so aus der Kirche heimfenden, so sinnenden Geistes, so heilig gestimmten Gemütes! Denn nach des alten Valerius Herberger Regel soll man nicht darauf schauen, wie klug der Prediger in der Kirche ist, sondern wie klug die Leute aus der Kirche und seiner Predigt gehen. Mir stehen mit dem einen Gesichte all die lieben Bauerngesichter meiner ersten Gemeinde am Rhein so lebendig vor der Seele. Wie nach seiner verlorenen Jugendliebe schaut ein Stadtgeistlicher auf die Jahre zurück, da er auf dem Lande war. Und doch hat's ihn damals nicht etwa fortgetrieben, als wäre er zu etwas Besserem geboren! Nun, ist es gut gegangen, dann ist dafür reichlich gesorgt worden, daß ihm dieser Wahn benommen ward. Ich habe wohl viel Lieder gelesen, die man auf den Landpfarrer gedichtet, manch hübsche launige Skizze existiert, worin er mit allen seinen Fehlern und Tugenden paradiert — aber auf den Stadtgeistlichen ist mir noch keines zu Gesicht gekommen. Wohl sind nicht alle Landgemeinden wie die meine war. Der silberne Pokal, den sie mir beim Scheiden gab, erinnert mich an den reichen Trunk der Liebe, der mir dort geboten ward; an all die stillen Stunden am Rheinufer und Kirchhof, die meine Studierstube waren, an alle Fehler, wie sie ein junger Pfarrer macht, der noch keine

Bauern so recht von nahem gesehen hatte. Da fliegt denn im Tage beim Anschauen des Bildchens so mancher Gruß hinüber nach dem Rheine im Süden und will's nicht leugnen, daß mir so manchmal die Wehmut tief ins Herz schleicht. —

Zu meiner Rechten die beiden Apostel an St. Sebalbus Grab: St. Paulus und St. Johannes. Sie sind ein Vermächtnis eines teuren Entschlafenen, in dessen Studierstube sie einst standen. Es war Ullmann, der Heidelberger Theologe und nachmalige Prälat, der sie mir vermacht. Ein Stück Studentezeit ragt mit herein. O alte Märzgasse und No. 18, von was allem sagst du? Mit jungem, schwer errungenem Glauben war ich in Heidelberg angekommen — wer wird die Hand über die flackernde Flamme halten, wer die Waffen reichen zur Verteidigung der kaum gewonnenen Festung? Beides that mir Ullmann. Feinsinnig, klar und mild leuchtete er mir ins Leben, es war keine Saite, die in ihm nicht wiedertönte und die er nicht anschlug. Wie kommt's doch darauf an, wem man in solchen Zeiten als ein schalloses Ei in die Hände fällt! Zuerst gab's einen harten Strauß mit seiner aristokratischen, abgeschlossenen geheimkirchenrätlichen Natur und meiner ungefümen, die sich nicht von oben herab „behandeln“ lassen wollte. Aber als das Eis gebrochen, als ich die Studenten zu ihm schleppte, die sich sonst fern von seinem hochgelegenen Olymp in der Märzgasse hielten — da that sich das Herz und Haus auf und viele mit mir gedenken

der schönen und heiteren Abende in seinem Hause. Als wir am Idus des März, seinem Geburtstage, ihm ein Ständchen in der Frühe brachten, trat er thränenden Auges im Schlafrock heraus: „Behalten Sie Ihren alten Professor lieb,“ sagte er herzlich, uns die Hand schüttelnd. — Neben ihm gedenke ich der Prophetengestalt Umbreits. Über ihm lag ein Hauch vom „Geist hebräischer Poesie“ ausgegossen, dazu eine Demut und Bescheidenheit, die tief beschämte. In seinem Hause klang Musik und fröhliches Gepolter seiner muntern Frau und der lebenswürdigen Töchter, während Ullmanns Frau die stille Herzensgüte war und wie eine Mutter sich zu uns stellte. — Daneben aber hatten wir unsern Separatabend, zu dem bevorzugte Geister geladen wurden, zu musikalisch-ästhetischem Genuß, zu Trio und Quartett und dramatischer Aufführung. Mein Herz grüßt sie alle, vor allem aber zwei Genossen, die heutzutage noch in der Märzgasse hausen und die sich leicht erkennen werden. Dort, am Ende der Sandgasse, da keine „Sonne, Mond noch Stern“ hineinscheinen und alle braven Studenten wohnten, denen das Schreckgespenst des Staatsexamens allnächtlich erschien, lag die schöne Peterskirche, darin die Kandidaten Probe predigten. Dem alten Dittenberger, mit dem wir sonst manchen Strauß ausfochten, werde ich's nie vergessen, daß er mir hohen Mut einsprach, als ich dort zum erstenmal die Kanzel bestieg. Ich hatte den Text vom Sturm auf dem Meer — und mein ganzes Herz paßte so richtig dazu, als müßte ich mit den

Jüngern sagen, als ich in die Sakristei trat: „Hilf, Herr, wir verderben.“ Ich zog den Talar an und Dittenberger half. Da lief eine große Kreuzspinne mir vorne über Brust und Bäffchen — ich zuckte einen Augenblick; — stak mir doch der alte Aberglaube in den Knochen von den Morgenspinnen. Er aber nahm das Tier und setzte es ins Freie und sagte: „Herr Kandidat, das geschieht nicht jedem, das bedeutet großes Glück. Gehen Sie mit Gott.“ Das war so menschlich gehandelt und es ging auch gut. Ich habe seitdem aller „Spinnenfeindschaft“ gründlich abgesagt. — Die beiden Apostel aber mit Schwert und Kelch, mit Glaube und Liebe, zu Bekennen und Leiden mich im Amte mahnend, sagen mir von schönen Tagen des Ringens und Regens in der Jünglingsbrust, von treuen Lehrern und Führern.

Da streift mein Blick ein Bild, es ist ein Stück des Paradieses. Unter grotesken Bäumen, Rehe kosend, sitzen Adam und Eva. Es ist von Joh. Wilh. Schirmer's Hand, des Buchbindergefellens, der doch zum berühmten Landschaftsmaler ward. Auch ihn hatte ich zu Grabe geleitet, dem, mitten aus dem kräftigsten Leben, Pinsel und Palette entsunken waren. Sein Paradies erinnert mich, daß er droben weilt bei dem, dem er im Leben bekannt, dessen Wort er mit seinem Pinsel verherrlichen wollte. Wenn er so vor der Staffelei stand, eine Gestalt wie weiland Peter Vischer aus Nürnberg, und dann erzählte von den Tagen in Jülich, da das Kind hinausging an die einsamen Ufer

der Rhön und in den schweigenden Wald und sich hineinräumte in diese Natur, und wie sie abends zusammen mit dem flöteblasenden Vater sangen „Nun ruhen alle Wälder,“ und der Herr „Stadtsuperintendente“ das Lied „geschmacklos“ fand vom ruhenden Wald und der schlummernden Welt, und dem Kinde doch alles so schön vorkam, oder wenn er erzählte von der alten Düsseldorf-er Zeit und den Tagen Zimmermanns — das kam alles so ursprünglich heraus, wie mit der Spachtel gemalt, Ton auf Ton gesetzt. Aber auch dies Haus hat sich geschlossen mit alle dem, was drin einst so lebendig pulsierte.

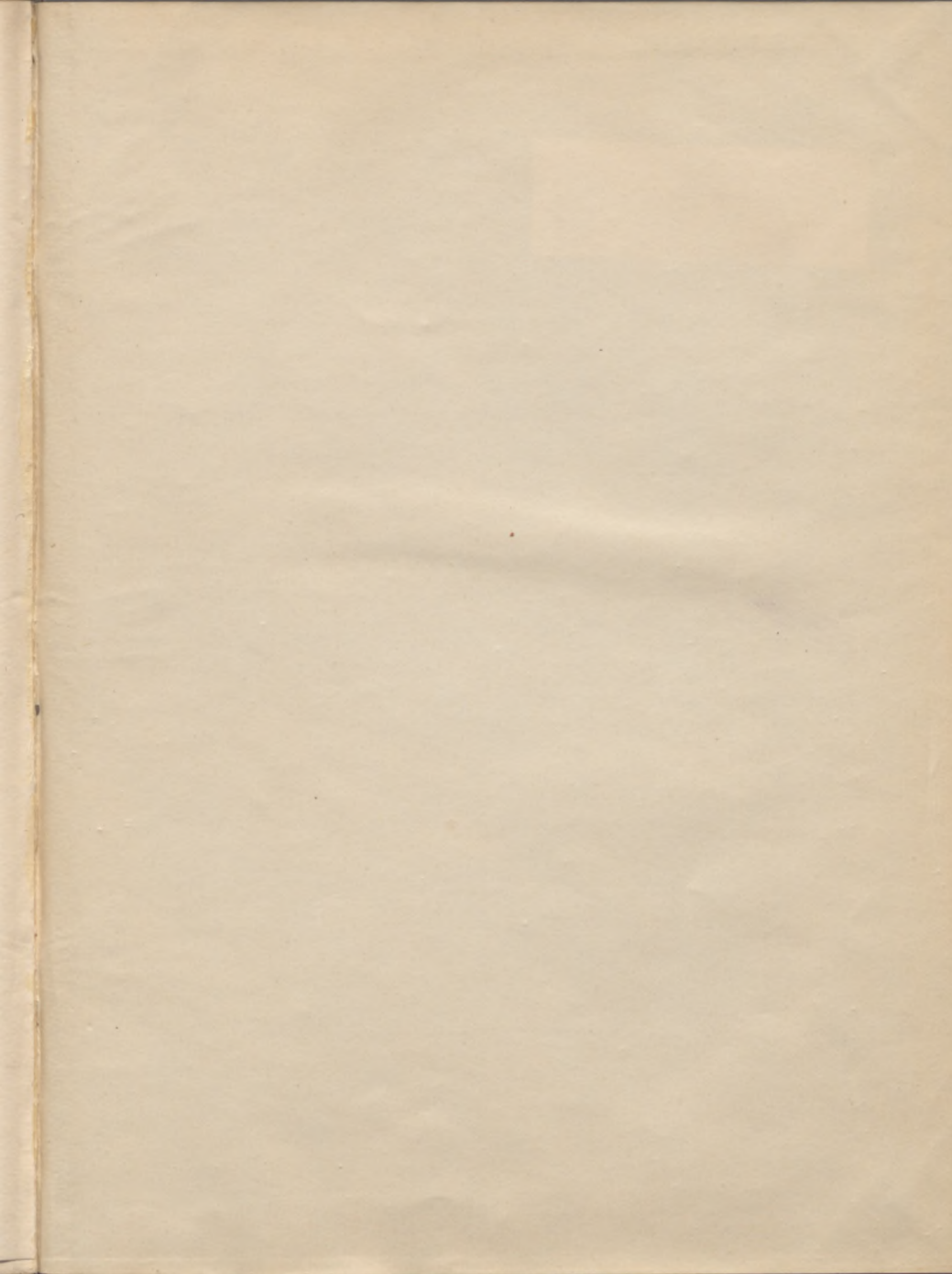
Dort steht in der Ecke der regelrechte Ofen, von kunstfertiger Hand bemalt, damit das wärmste Stück im Hause nicht das kälteste in der Farbe sei. Aber was hilft der schöngemalte Ofen, wenn man auf ihn fällt und beinahe zu Tode kommt. So ging mir's am Ostermontage einst, gleitend über den Teppich fiel ich gegen ihn, um mit großer Wucht die Rachel zu zerschlagen, die mir zu Dank dafür die Stirn aufschnitt bis zum Knochen. „Bleibe bei uns, es will Abend werden“ hatte ich am Morgen gepredigt — nun hätte es leicht Abend und Nacht werden können über meinem Leben. So steht er denn da, ein lebendiges Memento mori an jedem Tag, der gute berliner Ofen!

Den dritten Teil der Zimmerreise habe ich nun hinter mir — da siehe, da geht mir nicht das Geld, sondern dem Verleger das Papier mitsamt der Geduld

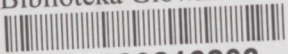
aus. Und doch warten noch drei Schränke, zwei Kanonkugeln, zwölf Gläser, zwei Kelche, zwei Hochzeitskränze, neun Bilder, drei Vasen, ein Schwert, ein Teppich und noch eine Menge Dinge darauf, daß ich sie besuche. Aber ein andermal will ich weiter erzählen, wenn du mir nicht mit dem alten Claudius nach dieser Reise schreibst: „Erzähl' er nicht weiter, Herr Urian.“
— Aber von was erzählt dir dein Zimmer?



Druck von Albert Dandke, Berlin SW. 12.



Biblioteka Główna UMK



300020816203

